

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1830)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655094>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



1.

Gespräch zum Grüße.

Wirth. Aha! Da kommt unser alte
Bote wieder! Guten Abend! Wie gehst
dir? Willst einen Schluck Brantenwein?
Was bringst du Neues? Wen von uns
wirfst du wieder zum Narren halten? —
Heh! gieb Bescheid, du weist sonst immer
etwas!

Bote. Für dießmal weiß ich nur ein
altes Sprichwort von meiner Großmutter
her: Ein Narr kann in einer Viertelstunde
mehr fragen, als ein Gescheider in einem
halben Jahre antworten kann. — Jetzt
guten Abend alle miteinander.

Bauern. (Lachen alle miteinander.)
Gellte, Wirth! Gefragt hast du, und deiz
nen Bescheid hast du auch!

Wirth. Heh! Ich habs ja nicht böse
gemeint, und fragen ist erlaubt, besonders
wenns numme der hinkende Bote ist.

Bote. Nun ja! Ich will auch gerne
antworten, aber nur nicht so alles in einem
Athem wie du gefragt hast. — Wies mir
geht? Auf anderthalb Beinen, langsam ge-
nug, doch erlaus ich mein Ziel so gut als
ein anderer. — Ob ich Brantwein will?
Sag ich nein, denn Branz saufen ist gut
für Hudeln und Lumpen, und deren bin ich
keiner. — Was ich Neues bringe? Das
möget ihr in meinem Kalender lesen; um
euer Geld versteht sich; denn umsonst ist
der Tod, und auch der kostet das Leben. —
Wen ich zum Narren halte? Niemanden,
vielmehr bin ich, Berufshalber, offiziell der
Narr von Euch allen, obgleich mancher
einen viel größern Narren in seiner Haut
beherberget als ich bin.

Wirth. Aha! Hört ihrs, Nachbauern,
da habt ihr euern Bescheid auch. Du Bote

thust aber so übrig und so breit als ob du was Rechtes wärest.

Bote. Das bin ich aber auch, und bitte drum, Herr Wirth, wenn ihr in Zukunft mit mir redet, so behaltet das nū me für euch. Ich bin nicht nū me!

Ein Bauer. Aha! Was bist du denn geworden? Ich habe doch in den Zeitungen nichts gefunden, daß du so zu Ehren gekommen wärest.

Bote. Das kommt daher, daß du die Zeitungen nicht verstehst, sonst hättest du gesehen wie mein Amt mich je länger je mehr zu Ehren bringt.

Wirth. Aber wie so denn? Ich verstehe kein Wort daran.

Bote. Leset ihr nicht in allen Blättern, daß Tag für Tag neue Boten aufstehn, neue Rekruten sich unter meine Fahne anwerben lassen, neue Kalender zum Vorschein kommen? Hat nicht bald jeder Kanton seinen eigenen Kalender, ja mancher sogar drey? Haben nicht gelehrte Herren, sogar gelehrte Gesellschaften, sich den alten Ranzen umgeschnallt, und sind — Prättigmacher worden? Hah! Wie ist das nicht große Ehre für mich?

Schneider. Daß dich das Mäuslein beißt! Was ist das fürne große Ehre dran en Kalender zu machen? Das wollt ich selber können thun, so en Buch für das Volk schreiben.

Bauer. Ja, ja! Volk! Für das Volk soll alles gut genug seyn, hab's denn die Geiß gemacht oder der Bock. Nichts für ungut. Aber mir gefällt das gar nicht, daß so mancherlen Kalender kommen. Man weiß am Ende nicht wem man glauben soll. Da sagt der eine: es giebt ein fruchtbare Jahr; der andre prophezeiht viel Mäuse

und Schnecken. Einer sagt: heut ist Sonnenschein; der andere heut ist Regen, und der dritte gar Donner und Hagel! Wer weiß jetzt wer Recht hat?

Bote. Wir haben alle miteinander Recht.

Schneider. Was? Alle miteinander haben Recht? und sagt der eine dieß der andere das? Bote das ist pur unmöglich!

Bote. Eben so möglich als daß ein Schneider — schneidet. Wir haben alle Recht, weil wir alle nichts wissen, und doch etwas sagen müssen. Am Ende müßt ihr eben dadurch mit der Diase darauf fallen, daß alle die Kalender-Prophezeihungen nur Aberglaube und Narrenwerch sind.

Bauer. Aber zum Schinter, Rudi, warum bringst du uns denn mit solchem Narrenwerch ums Geld, wenns doch nur gelogen ist?

Bote. Weil ihrs so haben wollt. Weil ihr einen vernünftigen Kalender nicht kaufst, weil ihr Zeichen und Wunder sehn wollet, und solltens auch lauter Lügen seyn.

Schneider. Da hat er mein Seel recht, der Bote! Je mehr des Zeugs drinnen ist, desto lieber ist der Kalender. Das hat mir der Buchbinder gesagt, daß der Basler Weishüller am stärksten gehe, weil all das astrologische Teufelzeug noch drinn ist.

Spinnerbabeli. Ja wollen! Was ihr da alle schwätzet! Es ist sich dessen wohl zu erklagen, daß die meisten Kalender hüt zu Tag nichts nütz sind, und die Kalendermacher nichts mehr wissen. Aber das kommt daher, daß sie auch nichts mehr glauben, darum fehlt ihnen auch die Erkanntniss; und weil sie sich auf den lieben Himmel nichts verstehn, so spotten sie darüber; und

werden darum einst ihren Lohn an einem andern Orte empfangen.

Bote. Da hält ich meinen Bescheid also auch! Babeli schickt mich gar in die Hölle, weil ich dem Aberglauben nicht glaube. Ihr seht aber, Nachbauern, was das heißt, Prättigmacher seyn! Erstlich meint jede Gans, die eine Feder hat, ich könnte auch einen Kalender machen, und zwar besser als der ist. Zum andern will der eine schwarz wo der andere weiß will; einer will Wahrheit, der andere Lügen; einer Vernunft, ein andrer Aberglaube. Zum dritten meinen viele Leute: wo etwas Dummes geschieht ist der Kalender Schuld daran, wäre der besser, so stünd alles besser, und hat doch niemand weniger zu bedeuten als gerade der Kalender. Zum vierten wollen die einen, es sollen alle Narren mit ihren Streichen in den Kalender; aber die Narren wollen nicht drein und schimpfen und verklagen mich wenn ichs doch thue, weil die andern schimpfen wenn ichs nicht thue. Und zum fünften —

Wirth. Es ist an dem schon genug. Es hat halt jeder Narr seine eigene Kappe, und du findest immer noch einen dem auch dein Kalender gefällt.

Bote. Also Herr Wirth kaust ihr den Kalender des hinkenden Boten von Bern, und ermangelt nicht ihn allen euren guten Kunden zu rekommandiren.

2.

Zur Kenntniß des Vaterlandes.

(Fortsetzung.)

Wir kommen in der Armee der Vögel zu dem Regiment der Tauben. Wie sie

aussehen weiß Federmann, und daß sie gebraten gut zu essen sind, weiß der dicke Müller auch. Diese hübschen Vögel leben paarweise beisammen, legen jedesmal zwey Eyer, und füttern die Jungen aus dem Kropfe. Wir kennen folgende Arten: Die große Schlachtaube, die kleinere Feldtaube, die Haustaube, die Turteltaube. Die Haustauben erscheinen, wie fast alle Haustiere, in mancherley Verschiedenheit. Es giebt Liebhaber die eine seltene Taube mit schwerem Gelde bezahlen; ja solche die man wohl Taubennarren nennen könnte.

Unter das Regiment der Hühner gehören in unserm Lande: Der Auerhahn oder Urhahn, der Spielhahn, eigentlich Birkhahn, das Haselhuhn, das Schneehuhn, welche alle nur im Gebirg, selten oder nie im flachen Lande gefunden werden. Ferner zwey Arten Rebhühner, die Wachtel und das Haushuhn, auch die seltene Trappe. — Diese Vögelarten leben meist wie — die Türken, wo ein Mann viele Weiber hat; sie legen viele Eyer, bauen schlechte oder gar keine Nester, und die Mutter führt die Jungen zur Nahrung, alldieweil der Vater sich eben so wenig um sie bekümmert, als der Hudelsami um seine Kinder. — Die Trappe ist ein großer, schöner, seltener Vogel, steht hoch auf den Beinen, fast wie ein Strauß, lauft stark und schnell, kann aber auch gut fliegen, ist schwer zu schießen, und kommt selten in unser Land.

Die Wasservögel — worunter der Geigersepli nicht gehört, wenn er schon ein Vogel ist — denn er trinkt kein Wasser: — Die Wasservögel theilt man in zwey große Hauptcorps, in die sogenannten Sumpfvögel, die auf mehr oder minder hohen

Beinen, wie die Buben auf Stelzen laufen; und in die Schwimmvögel, die sehr gut schwimmen können. — Unter die Sumpfvögel gehört der Reiher (Reigel), der Storch, der Rohrdommel, der Kranich, die Schnepfen, die Wasserhühnchen, der Kiebitz (Gyriz) u. a. — Die Schwimmvögel, das sind die Enten, die Gänse, die Taucher u. s. w. — Manche von diesen wohnen wirklich das ganze Jahr in unserm Lande, wie die Reiher; andere kommen im Frühling und gehen im Herbste wieder fort, wie der Storch; andere kommen im Herbste und ziehen nur, wie die Landstreicher, durch das Land, so die Schnepfen; noch andere kommen nur im Winter und verlassen uns im Frühjahr wieder, wie die wilden Enten. — Und nun genug von den Vögeln.

Die Amphibien sind zum Theil wunderbare Thiere. Man theilt sie in solche die vier Füße haben, wie Eidechsen, Frösche; und in solche die gar keine äusseren Glieder zur Bewegung haben, wie die Schlangen. Von der ersten Art finden wir im Vaterlande die Frösche, die Kröten, die Eidechsen (Heidochsen), wozu auch die Molche (Regenmoli) gerechnet werden. Außer den Fröschen, von denen die Hinterschenkel gegessen werden, ziehen wir keinen andern Nutzen von diesen Thieren, als daß sie viel Würmer, Schnecken, Fliegen und Käfer verzehren. — Die andere Art sind die Schlangen und Blindschleichen. Giftige Schlangen gibt es wohl auch in unserm Kanton, doch nicht so viele und nicht so gefährliche, wie in heißen Ländern. Es ist aber völlig falsch, daß die Schlangen mit der Zunge, oder gar mit dem Schwanz stechen; falsch, daß sie ihr Gift ablegen

und wieder zu sich nehmen können: falsch, daß manche Schlangen eine kostbare Krone von Gold und Edelsteinen tragen. Die giftigen Schlangen haben große Beißzähne, diese sind hohl, das Gift liegt in einer Blätter unter diesen Zähnen, und fließt durch dieselben beim Biß in die Wunde. Vorsicht ist also immer bey diesen Thieren nöthig.

Fische hat unser Vaterland in seinen Gewässern mancherlei; sie sind eßbar, doch schmeckt ihr Fleisch ungleich gut. Die bekanntesten sind: Der Alal, der Grop, das Egli, der Salut, der Salm, die Forelle (Forne), die Aesche, der Heurling, der Hecht, der Albock, die Karpfen, die Barbaren, der Alet, die Trische u. s. f. Einige sind eigentlich einheimisch, andere kommen nur zu gewissen Zeiten in unsere Flüsse, wie die Salmen. Einige sind sehr gemein wie die Nasen, andere sehr selten, wie der große Salut, der über 100 Pfund schwer wird, aber nur selten im Murtensee gefangen wird.

Ich müßte ein großes Buch schreiben, größer als des hinkenden Boten Zinsrodel, wenn ich euch alle die merkwürdigen Inseln nennen wollte, die im lieben Vaterlande wohnen. Dazu gehören die vielerley Arten von Käfern, Fliegen, Mücken, Wanzen, Sommervögel (Fysfolter), Teufelsnadeln, Wespen, Bremen, Spinnen u. s. w. Es sind aber diese Thiere sowohl im Bau des Körpers als in ihrer Lebensart, sehr merkwürdig, und es wäre viel davon zu erzählen, wenn — man's wüßte. Nützlich sind vorzüglich die Bienen mit ihrem Honig und Wachs. Schädlich sind die Maikäfer, die Holzkäfer (Borkenkäfer), die Werren, die Milben und Schaben, die

Ameisen, und manche Graswürmer, wie wir das an den Obstbäumen leider erfahren haben, auch die Herdflohe.

„Aber, wo zum Tütschel weist du das alles her?“ Ja, seht, ich habe Schreiben und Lesen gelernt, kann d'rüm allerley Bücher lesen, und deren geben mir die Gelehrten gerne zum Gebrauch. — Doch genug für heute.

(Die Fortsetzung folgt.)

3.

Wer leicht glaubt wird leicht betrogen.

Sift eine feine Sach, so einer glaubt was recht und vernünftig ist. Marschiert aber der Glaube allein von Haus, und bleibt die Vernunft dahinten, so wirds Aber-glaube, und ist der Spott das letzte Trink-geld zum Schaden. Davon will ich ein Exempel erzählen.

Da war der Gregorius Wintermann in der Stadt Erfurt; der hätte gern etwas angehängt, das ihn vor allem Schaden und Unglück verwahret hätte. Wir Gelehrte nennen so etwas ein Amulet; der Leser sagt kurz weg: ein Bündeli; denn er ist nicht ein Gelehrter wie der Vöte. — Nun findet sich ein Schalk, das war der Sigerist, der denkt: wenn du ein Narr seyn willst, meinewegen! Und giebt ihm so ein Ding in ein Stücklein blaue Seide eingenäht, das sollte er am Halse tragen. Und ist so geschehn. Aber nicht über lang stößt ihn der Stier am Wagen und er stolpert, und geht ihm ein Rad über den Fuß, daß er lange den Schärer brauchen muß. Und ein andermal hat ihn ein Pferd jämmerlich geschleift. Und ein drittesmal hat

er sich im Kochenden Wasser elendiglich verbrannt. Da ward er doch bös über sein untreues Bündelein, und thuts auf, und findet darin einen Zedel mit den Worten:

Wer auf dergleichen Künste traut,
Der bleibt ein Narr in seiner Haut.

4.

Wie mancher sein Glück macht!

Der Vöte, der immer gescheider ist als andere Leute, hat manchmal darüber den Kopf geschüttelt, wenn die Leute davon sprechen: dieser oder der macht sein Glück! Er ist vornehm geworden, oder hat viel Geld bekommen u. d. gl. Ist aber das manchem gerade sein Unglück. Zuerst will ich erzählen das Exempel von dem Schneider der sein Glück gemacht hat. Es war nämlich einmal ein vornehmer Herzog, und der hatte einen Schneider, der war auch vornehm, weil er herzogliche Hosen und Kleider macht. Aber da sticht ihn der Bock — oh nein — der Hochmuth, daß er noch vornehmer seyn möchte, und war ihm zu schlecht nur Schneider zu seyn, und schmeichelt sich ein bey dem Herzoge, und wird sein Liebling, und hat was er will, und steigt immer höher, und vertreibt alle andern Diener des Herzogs, wenn sie dem Schneidergemüth nicht anstehen. Der hat sein Glück gemacht, sagen die Leute! O ja — bis er den Uebermuth zu weit treibt, bis er den Herzog zu allerley Ungerechtigkeit verleitet, bis er den Gerichten in die Hände fällt, und schaut liebe Leser — dort hängt er am hängenen Strick am Galgen. Es war seine letzte Erhöhung. Und zum andern das Exempel an einem armen Mäd-

chen; das war von der Gemeine verdinget, und als es unterwiesen war, hieß es: Marsch, „und suche dein Brod weiter!“ Und da kam es in die Stadt N. und sah es ein Herr, und merkte daß es hübsch wäre, und weil er reich war, nahm ers zu sich, gab ihm gut Essen und Trinken, und schöne städtliche Kleider, und als es einmal heim kam, hatte es Neuthaler genug, und meinten seine ehemaligen Gespielen: die ist glückhaftig geworden! Ja und ist der Herr ihrer endlich auch satt worden, und hat sie fortgeschickt, und sind die Neuthaler mit samt den schönen Kleidern verschwunden, und ist sie eine gemeine Hure worden, und als solche verdorben. — Und da sieht man wie mancher sein Glück macht zu seinem größten Unglück.

5.

Über die Sulioten.

Vor etwa 150 Jahren zogen sich Hirten von Gardiki in Albanien, welche von den Türken mishandelt worden waren, mit ihren Heerden in die rauen Berge von Epirus hin. Bald folgten ihnen andre Flüchtlinge, Griechen und christliche Albaner nach, die in kurzem eine Gemeinde von 100 Köpfen bildeten, welche Sulj genannt wurde. Dieses wurde nun nach und nach der Hauptort eines von den Türken sehr gefürchteten Freistaats. In 11 Dörfern zusammen, wovon vier einen Bezirk — Tetrachorion (Vierdörfer) — genannt, die übrigen sieben einen andern Bezirk — Heptachorion (Siebendorfer) genannt, ausmachten, lebten gegen 5000 Seelen, wovon etwa die Hälfte im Hauptorte Sulj wohnte. Da in ihren rauen

Bergen nicht Lebensmittel genug waren, so raubten sie dieselben in den Dörfern, welche den Türken gehörten. Denn sie sagten: „Das Land gehörte ursprünglich unsren Vätern; die Türken haben es uns wieder rechtlich geraubt: wir dürfen ihnen also von diesem Raube wieder abnehmen, was wir zu unserm Unterhalte nöthig haben.“

Natürlich mußten sie auf solche Art mit allen umliegenden Türken in Streitigkeiten verwickelt werden, aber sie kamen in allen Kämpfen gegen ihre Feinde siegreich und nahmen endlich bei 60 Dörfer ein; sie wurden als unabhängig angesehen, ob schon sie einen Tribut an den Sultan zahlten, welchen sie freilich bei ihren Nachbarn holten. Bei einem Angriffe verließen die Sulioten in der Ebene ihre Dörfer. Greise, Weiber und Kinder giengen in die Berge. Ihre Kriegskunst war immer sehr einfach; jeder schlug sich meist für sich allein, und alle kamen nur darin überein, nie vor keinem noch so überlegenen Feinde zu fliehen. Die Weiber folgten in das Treffen, um Lebensmittel und Munition zu bringen: oft schotzen sie selbst mit, und die Geschichte kennt mehr als eine Suliote, welche den Namen eines Heldenweibes mit Recht verdient. — War ein Suliote feig — ein fast unerhörter Fall — so mußte seine Frau zuletzt nach allen andern Frauen das Wasser holen. Ihre höchste Macht mochte etwa 1500 betragen; jetzt sind sie in dem entsetzlichen Vertiligungskampfe auf wenige Hunderte geschmolzen und wären vielleicht völlig ausgerottet, da bei den schwersten Kämpfen der Griechen fast immer die Sulioten stritten, wenn sie sich nicht von Zeit zu Zeit durch Annahme der Tapfersten von den übrigen Griechen, welche sich dies für eine

so
che
n:
er:
lso
as
l.
lri
ig:
in
ch
n;
b:
n,
n.
in
id
s:
ch
ur
er
el
ie
re
n
—
e:
st
i.
e:
n
e:
z
t
i
e

Ehre rechnen, unter ihre Zahl wieder rekru-
tierten. Dieß sind die Sulioten, welche
ein Augenzeuge selbst Napoleons Grenadiere-
ren und der prächtigen englischen Garde
vorzieht.

6.

Ey du Galgenvogel!

So werden sicher alle Weiber schreien,
wenn sie hier lesen, was ein gelehrter
Freund mir aus England schreibt. Ein
gewisser Mann hatte nach und nach mehrere
Weiber geheirathet, und jede meinte, sie
seien die einzige. Endlich aber kam's doch
aus, und nun traten nicht weniger als
sechse auf einmal klagend gegen ihn auf.
Er ward vor Gericht gefordert, und befragt
warum er das gethan habe? „Ja, sprach
er, sehn Sie, gestrenger Herr Richter!
„Ich wollte nur versuchen ob ich unter
einem halben Dutzend Weiber doch eine
finde, die etwas nütz sey.“ — Ey du
Galgenvogel!

7.

Vom Wasserg'schauen.

Pfarrer. Guten Tag, mein lieber
Kirchmeyer, wie gehts mit euerm Arm?

Kirchmeyer. Gottlob, jetzt habe ich
endlich Hoffnung zur Besserung.

Pf. Es freut mich desto mehr, da ihr
letztlich noch sehr in Sorge waret.

A. Ich bin jetzt zu einem andern Arzte
gegangen.

Pf. Das hätte ich an euerm Platz längst
gethan, obschon ich sonst freilich nichts
darauf halte, von einem zum andern, und

am wenigsten von einem bekannten zu einem
unbekannten, oder von einem in der Nähe
zu einem in der Entfernung zu gehen.
Aber die Verschlimmerung des Uebels und
die Gefahr war auch zu groß.

K. Ja und darum bin ich auch wei-
ters gegangen, obschon ich bisher immer
guten Glauben zu dem B. hatte, weil er
sich gar gut auf das Wasser versteht.

Pf. Aber, mein lieber Mann! warum
haltet ihr doch das für die Hauptſache, ist
es nicht besser, wenn der Arzt in der Nähe
ist und euch selbst besucht, oder ihr einen
verständigen Menschen hinschickt, daß man
ihn mit euern Umständen mündlich bekannt
machet, als daß ihr ihn alles aus dem Glase
errathen lasset.

K. Ihr saget wohl, es wäre besser,
aber es giebt doch allemal größere Kosten,
wenn der Arzt ins Haus kommt, und
schicken kann man nicht immer verständige
Leute, Weibspersonen besonders, so gern
sie sonst reden, gehen gegen den Arzt nie
gern mit der Sprache heraus, und halten
besonders viel darauf, wenn ers im Glase
sieht.

Pf. Oder sich anstellt, er hätte im
Wasser gesehen, was er sonst erfahren hat.

K. Wie meint ihr das?

Pf. Mein verstorbener Nachbar er-
zählte mir: er sey einmal mit Wasser von
seiner Frau nach B. gegangen, da habe es
geheißen: der Doktor sey nicht zu Hause,
unterdessen da er in der Stube gewartet,
habe die Dokterin ihn alles ausgefragt und
endlich sen der Doktor hereingekommen und
habe ihm wie aus dem Glase eben die Um-
stände, welche seine Frau erst ausgefragt,
hererzählt, gerade als ob er in der Neben-
stube alles angehört hätte.

K. Mir hat er doch einmal aus dem Wasser etwas gesehen, was er weder von mir, noch von einem andern Menschen hat erfahren können. Ich war lange Zeit sehr übel, und konnte gar nicht wissen, was mir eigentlich fehle, da gieng ich zu ihm und er sagte mir sogleich, ich werde mich vor etwas Zeit heftig erzürnt und in den Zorn getrunken haben.

Pf. Nun da habe ich nichts dagegen, daß sich die ins Blut getretene Galle auch in eurem Urin mag verrathen haben, aber wohl eher noch an eurer Gesichtsfarbe und in euren Augen, und ein solcher Fall ist bey euch andern so gar nicht selten, daß der Doktor dieses aus vielfältiger Erfahrung schon gar wohl kennen konnte.

K. Da muß ich euch jetzt Recht geben. Herr Pfarrer, ich habe schon öfters bemerkt, daß sie über das Glas weg nach den Leuten schielen und stark nach ihnen sehen, als ob sie mehr aus ihren Augen als aus dem Wasser lesen wollten.

Pf. Das denke ich auch. Aber das Schlimmste ist, daß die Leute glauben er hätte es getroffen, wenn es auch nicht dem also ist.

K. Wie so das?

Pf. Gesezt, ihr hättest damals oder zu einer andern Zeit die Wassersucht oder einen überladenen Magen gehabt, und er hätte euch gesagt: Ihr habt euch erzürnt und in den Zorn getrunken, würdet ihr ihm nicht gestanden haben, er hätte die Wahrheit errathen?

K. Ihr glaubt also Hr. Pfarrer, das wiederfahre mir so häufig.

Pf. Vielleicht öfter, wo ihr nicht weiter daran gedenket, bis euch der Arzt einen Nebel, an dem ihr leidet, daraus herleitet.

Aber so aufrichtig sind sie gewöhnlich nicht. Sie glauben vielmehr, das seyn Unser eines seine Sache, und bleiben lieber bey den Folgen des begangenen Fehlers stehen, und stellen den Leuten den Schmerz als das erste und einzige Uebel vor, auf dessen Wegräumung man bedacht seyn müsse, da der selbe doch von der gütigen Vorsehung nur als ein heilsames Warnungsmittel in unsere Natur gelegt ist, uns auf die Vergehen gen aufmerksam zu machen, durch die wir unsern Leib verderben.

K. Aber, Hr. Pfarrer, ihr sagtet mir doch auch schon, wir verderben unsern Leib mit Arzneien.

Pf. Ja wohl, mit gar zu vielen, unnöthigen, oder ganz unrechten, gegen Uebel, die wir gar nicht haben.

K. Sollte das wohl auch der Fall seyn können?

Pf. Häufig genug, wenn man dem Doktor zumuthet das Uebel aus dem Wasser zu errathen. Da bildet man sich sehr leicht ein, von der oder dieser Ungelegenheit geplagt zu seyn, von der man vorher gar nichts wußte, und erst sich beredet, man leide davon, nur weil der Doktor es sagte, und nimmt Mittel dagegen, welche eben darum nothwendig schädlich seyn müssen, weil sie aus Irrthum verordnet worden.

K. Es giebt aber doch Arzte, die einen Zulauf von vielen Stunden weit her haben, weil sie das Wasser gut verstehen.

Pf. Das ist eine Thorheit, sie könnte nicht ärger seyn. Ein Arzt, der sich mit Kunden aus so weiter Ferne abgeben kann, muß das Zutrauen derer nicht besitzen, die in seiner Nähe wohnen, sonst hätte er mit diesen genug zu thun. Freilich kommen die Leute aus weiter Ferne dann nicht wieder zu sagen: Der Kranke ist gestorben.

Ht.
ies
en
nd
as
eg:
er:
ur
ere
m:
oir
uir
rib.
n:
el,
hn
m:
is:
hr
n:
er
e:
s:
de
f:
i.
ie
er
re
it
h
e
it
z

Seht, so ist lezthin auch ein berühmter Wassergschauer, Namens A. nach B. gekommen, und hat eine Menge Leute, ja sogar viele sogenannte Gebildete, durch seine vorgeblliche Kunst betrogen. Aber als er ein Examen bestehen sollte, da zeigte er sich in seiner Unwissenheit. Das Wasser eines Wassersüchtigen hielt er für das eines Auszehrenden, und bey dem Wasser eines Kerngesunden schüttelte er bedenklich den Kopf und sprach: Der Kranke liege in den letzten Zügen. Auch mußte er bald darauf auf höhern Befehl das Land räumen.

8.

Merkwürdige Rettung.

Im Winter von 1827 reiste ein Waliser von Guttannen nach Oberwald. Als er die Höhe der Grimsel bey eingetretener Nacht erreicht hatte, erhob sich Sturm und Schneegestöber, die ihm das Vorrücken so beschwerlich machten, daß er endlich ermatet niedersank und keine Möglichkeit sah, weder vor noch rückwärts zu kommen. Doch verlor er den Muth nicht, er grub eine Höhle in den alten Schnee, um da die Nacht zuzubringen. Bald wurde er mit frischem Schnee bedeckt, doch konnte er in demselben Athem holen, der Hauch seines Mundes machte freyen Raum um sein Gesicht, und er arbeitete mit seinen Händen um diesen zu erweitern; diese Bewegung erwärmt seine Glieder, wozu auch die immer dichter werdende Schneedecke beytrug, und ihn gegen den außen tobenden Sturm schützte. Endlich glaubte der lebendig Begrabene, die Nacht werde vorüber seyn, er suchte also den auf ihm liegenden Schnee

zu durchbrechen, welches ihm nach großen Anstrengungen endlich gelang, so daß er sich aus seiner Höhle erheben konnte. Es schneite noch immer fort, doch fand sich der Gerettete jetzt stark genug, um seine Reise fortzusetzen und kam zwar ganz durchnäßt aber ohne erfrorne Glieder bey den Seinen an, wo er sich so ganz erholte, daß er acht Tage später wieder im Grimsel-Spital eintraf, und erzählte, wie ihn Gott in jener Nacht so wunderbar erhalten habe.

9.

Ein dito.

Um die nemliche Winterszeit befand sich der Wirth im Schwarrenbach auf der Gemüti mit seiner Frau, zwey unmündigen Kindern und seiner Schwägerin. Schlechtes Wetter hatte ihn verhindert, seine Bergwohnung zu verlassen und ins Thal hinunterzuziehen, als plötzlich ein solcher Schnee fiel, daß das Dach seiner Hütte unter der Last desselben einzustürzen drohte. Schon glaubte im Thal jedermann, der Wirth habe mit den Seinigen den Tod gefunden, als zwei kräftige Männer von Kandersteg die gefährliche Reise zum Schwarrenbach unternahmen, um sich nach dem Schicksal der Wirthsleute zu erkundigen. Tags darauf kamen beide mit dem ältesten Kinde des Wirths wieder zurück, und brachten die Nachricht, daß sie alle gesund seyen und in wenigen Tagen ebenfalls herabkommen werden. Zwei Tage darauf giengen nochmal vier Männer hinauf, um dem Wirth bei seiner Abreise behülflich zu seyn. Die Familie machte sich mit ihnen auf den Weg, wurde aber durch einen gewaltigen Sturm

F

zur Rückkehr ins Wirthshaus getrieben. Am folgenden Morgen machten sie einen neuen Versuch fortzukommen, als eine furchtbare Lawine die Wanderer nochmals zum Rückzug zwang, und wegen der zurückgelassenen Schneemasse und Trümmern von Holz und Gestein, sogar am folgenden Tage noch ihre Rückreise unmöglich machte. Nach zwei Tagen endlich gelang es dieser bedrängten Familie mit ihren treuen Gefährten und mit Hülfe von sechs andern Männern, die mit Verachtung jeder Gefahr hinaufgeliommen waren, den Kandersteg als wunderbar Gerettete zu erreichen. — Mögen sie und andere dadurch im festen Vertrauen auf die allwaltende Vorsehung gestärkt, zu weiserer Obsorge ihres Lebens ermuntert werden, und Freundes Hülfe sich an allen Mothleidenden eben so thätig erweisen, wie an ihnen geschah.

10.

N i d a u.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Dieses kleine, niedlich gebaute Städtchen, mit einer einzigen aber breiten Straße, zählt beyläufig gegen achtzig Häuser und etwas über fünfthalbhundert Seelen, liegt ganz in der Nähe von dem kaum zweitausend Schritte entfernten Biel, an der Ausmündung der Ziehl aus dem Bielersee und am Fuße der Bergstraße von Bellmont in einer fruchtbaren, aber von Ueberschwemmungen oft übel mitgenommenen Ebene. Das Land gehörte dem Stammhause des im Jahr 1374 erloschenen Geschlechts der Grafen von Nidau; es gelangte als Erbe an die Grafen von Kyburg-Burgdorf und

Thierstein, welche auch den Bischoff von Basel, nach einem über ihn erhaltenen Siege, nothigten, daß er seine Ansprüche an die Grafschaft fahren lich; sie verpfändeten sie aber nebst der Grafschaft Büren sogleich an das östreichische Haus; 1388 bemächtigte sich ihrer die Stadt Bern. — Als Biel in die Gewalt des allverschlingenden, französischen Reiches fiel, machte die Sandbrücke, die über einen Kanal der Süs führt, die Grenze vom bernerschen Gebiethe.

Die Burg, jetzt das Schloß des Oberamtmanns, liegt außer dem Städtchen; sie ist sehr alt und hat mehrere hartnäckige Belagerungen ausgehalten; ungemein reizend sind ihre Umgebungen, und verschönert durch viele freundliche Anlagen, gewährt sie die lieblichsten und amuthigsten Aussichten nach allen Gegenden des Seegeländes, dem Jura und dem Thale nach Solothurn hin. Das Gebäude hat zwar im Laufe der Jahrhunderte viele Veränderungen erlitten; aber noch sind Mauern von ungewöhnlicher Dicke vorhanden und lassen auf seine erste Festigkeit schließen; es kommt sein Name zuerst in einer Urkunde vom Jahr 1242 vor, wo die Grafen von Welsch-Neuenburg sich Herren von Nidau nennen; das Städtchen dieses Namens, das seinen Ursprung diesem Stammhause von Neuenburg verdankt, wurde erst in den Jahren 1330—1338 erbaut. Vor einigen Jahrtausenden aber soll der See bis nach Port hinabgeslossen und da erst die Einmündung der Ziehl gewesen seyn, wie denn in der Nachbarschaft zu Brügg und weiter abwärts gegen dem Dorfe, Stauden hin die Ruinen einer untergegangenen oder verschütteten Stadt an dem sich abdachenden

von
en
liche
fan
ren
388
—
lin
chte
der
hen
des
en;
eige
rei
iert
ihri
us:
an:
So
im
ur:
von
sen
mit
om
ch:
an:
as
von
en
gen
ich
in
nn
ter
in
er:
en

Rida u.



ZIMM.

F 2

Tensberge, und römische Münzen noch in unsern Tagen aufgefunden werden.

Balkenwerke und Ruinen, unsfern von der Burg im See, lassen mutmaßen, daß der See in dieser Zeit einen tiefen Wasserspiegel gehabt habe als heut zu Tage; denn noch in Nidau selbst gab es alte Häuser, welche ziemlich niedrig gebaut waren und so, daß man bey den Haustüren einen Fuß tiefer hineintrat, als die Höhe der Gasse war. Man entdeckte sogar, bey neuen Bauten, mehrere bis auf drey Fuß tiefer liegende Straßenpflaster, als das gegenwärtige.

Historisch denkwürdig aus dem Mittelalter ist in der Schweizergeschichte das Schloß Nidau durch den Sieger bey Laupen im Jahr 1339, und späterhin im Jahr 1388 durch die Erlösung einiger vornehmer Gefangenen. Jener, Rudolf von Erlach, stuhnd als Castellan im Dienste jenes Grafen von Nidau, der, im Bunde mit dem übrigen zahlreichen Adel, sich gegen die Stadt Bern verschworen hatte. Von Erlach, der die Gefahr des gemeinen Wesens seiner Waterstadt, welche ihr durch diesen Krieg drohte, nicht abzuwenden vermochte, bat um seine Entlassung; sie wurde ihm mit den Worten zu Theil: „Dass es auf Einen Mann nicht ankomme!“ Erlach erwiederte dem Grafen von Nidau: Dass er sich als einen Mann zeigen wolle. — Er löste sein Wort bey Laupen. — Der Graf von Nidau und viele des Adels sandten daselbst ihren Tod, und der Ueberwinder wurde Vormund der Söhne des gefallenen Feindes, indem die Witwe des umgekommenen Grafen Rudolf von Nidau, mit Beystand des Bischofs von Lausanne den Rudolf von Erlach für sich und ihre

briden Söhne zum Vogte erbath. Ein rührender und seltener Beweis von unbegrenztem Zutrauen und einer außerordentlichen Anerkennung der Rechtschaffenheit eines Mannes, der als Feind galt.

Diese, die Gefangenen, welche von Rom nach ihrem Waterland zurückkreisen wollten, wurden in der Gegend zwischen Biel und Solothurn von der räuberischen Besatzung der Burg aufgehoben, rein ausgeplündert und dann im Schloßthurme in einer finstern Gefangenschaft gehalten. Es waren Geistliche, ein Bischof von Lissabon und ein Prior von Alkazowa; während der Belagerung des Schlosses, die über sechs Wochen dauerte, scheint man ihrer wegen der allgemeinen Hungersnoth, welche die Besatzung zwang, Pferdefleisch zu essen, vergessen zu haben; sie kamen halbtod als Gerippe, mit ungeheuer langen Bärten, und mit halbverfaulten Kleidern zum Vorschein; sie wurden nach Bern geführt, dort gastfreudlich gekleidet und erquickt, und nachdem sie sich erholt hatten, mit Reisegeld hinlänglich versehen, um in ihr fernes Waterland zurückzukehren. Nicht nur erstatteten sie dieses, sondern schickten noch tausend Dukaten als Erkenntlichkeit mit, um der Stadt Bern für ihre ihnen geleistete Hülfe und Gastfreundschaft zu danken.

Noch zeigt man die sogenannte spanische Stube; niemand von den Schloßbewohnern weiß aber etwas von den Spuck- und Gespenstergeschichten, die nach der Volksusage an den Vorabenden eines heiligen Festtages in diesem Gemache statt haben sollen. Aus dieser Zeit hingegen mögen die grossen, steinernen Augeln herrühren, welche seit undenklichen Zeiten im Schloßhofe auf einem Haufen beysammen lagen,

aber im Jahr 1724 als Zierrathen auf die Pfeiler am Schutzgälder der Brücken, welche über die Ziehl und einen Kanal führen, gestellt wurden, und zum Theil noch vorhanden sind; es waren deren über Hunderte, als man sie auffand; manche in mehrere Stücke zerschmettert, so daß sie bey der Belagerung des Schlosses wohl können gebraucht und nach der Belagerungsweise jener Zeit mit dem Wurfszeuge auf die Burg geschleudert worden seyn, indem die Berner mit solchen Steinen reichlich versehen waren; sie haben zwölf bis fünfzehn Zolle im Durchschnitt und einer wiegt bis anderthalb Centner.

Es war am fünf und zwanzigsten Tage nach der Einnahme von dem benachbarten Büren, als die Berner am 7. Mai 1388 mit allen ihren Wurfmaschinen, Büchsen, Mauerbrechern und mit ihren Mitbürgern von Solothurn nach Nidau zogen, gegen Johann dū Rosan, Ritter, einen tapfern Krieger aus der Picardie, der für Oestreich und Coucy die Stadt und Feste Nidau verwaltete und vertheidigte; als die Besatzung die Gesinnungen der Nidauer zweydeutig, das Städtchen selbst aber unhaltbar fand, wurde es den Flammen überlassen. Indes Herr dū Rosan sich in die Burg zurückzog, welche durch Wasser und Morast vor dem Belagerungszeug sicher schien. — Die Feinde verfolgten ihn mit solchem Feuer, daß ein Kahn von 30 Mann, unvorsichtig überladen, mit ihnen versank; fünfzehn waren schon in den Flammen der Stadt umgekommen. Die Berner gaben der Burg einen sechswöchentlichen Stillstand, während welchem je zu vierzehn Tagen die Hälfte der Belagerer zurück in die Städte zog. Da die Hoffnung des Ent-

sahes verschwunden war, wurde von dū Rosan mit Vorbehalt seiner Waffen und Pferde die Burg übergeben; die Besatzung gieng nach Freiburg, indem sie aus Söldnern dieser Stadt und Oestreichern bestand. Alle Rechte, wodurch die alten Grafen Nidau in Aufnahme gebracht hatten, wurden ihnen bestätigt und Vogte verordnet; der erste, welcher bis 1395 regierte, war ein gar frommer und biederer Bürger aus dem Rath von Bern, Peter Balmer.

Im Jahr 1628 wurden in Nidau, so wie in Biel, eine Menge Weibspersonen, selbst Frauen und Töchtern aus angesehenen Häusern, welche im Rufe der Hereyen standen, verbrannt oder ersäuft. Es ist traurig in den Jahrbüchern aus dieser Zeit dergleichen Verirrungen des menschlichen Geistes und solche grausame Urtheile über Irrgefährte und Betrogene zu lesen, aber noch trauriger ist es, daß mehr als zweihundert Jahre später, in unserer Zeit, noch der Glaube an verhertes Vieh und bezauberte Kinder unter unserm unwissenden Landvolke nichts selenes ist; daß es Leute giebt, die nicht nur bey Quacksalbern, Wunderdoktoren, Astartärzten und Urinbeschauern, sondern sogar bey Capucinern Hülfe suchen, wenn es blaue Milch giebt, oder etwas ab Handen kommt, oder ein Stück Vieh krank ist, oder wohl gar vermeynte Teufelen in schwarzen Hühnern, Kähen und Ziegenböcken spucken, in welche die armen alten Weiber sich verwandeln sollen; dergleichen, mehr als heidnischer, Abeglaube noch in unseren Zeiten wahrzunehmen, ist wohl sehr betrübend und zwar um so betrübender, als der Unglaube dagegen bey unserm Volke in andern Dingen zunimmt und Rohheit und Lasterhaftigkeit allgemein

ner werden, wenn nicht durch ein besser eingerichtetes Schulwesen, das in manchen Dorfgemeinden so nöthig ist, abgewehrt und der Verthierung und Versunkenheit Einhalt gethan wird. Das Städtchen Nidau selbst hat sehr wohlbestellte Schulen; in der neuern Zeit ist durch die Gründung einer Bibliothek für die Volkslehrer dieses weitläufigen Amtes, durch die Schulmeister- und Gesang-Vereine, welche in Nidau statt finden, so wie durch die Handwerkschulen in Biel, an welchen auch viele Schulmänner Anteil nehmen, ein Anstoß für die bessere Bildung des Volkes gegeben worden, der, wenn der erste heilige Eifer nicht erkaltet, wohlthätig auf das gegenwärtige und künftige Geschlecht einwirken kann. — Ahnliche Büchersammlungen, welche zweckmäßige Schriften über das Schul- und Erziehungswesen, so wie über Volksbildung enthalten, sind in dem nahen Erlach und Büren ebenfalls gegründet worden; die Pastoral-Versammlungen dieser Amtier machen es zu einer Angelegenheit ihrer monatlichen persönlichen Unterhaltungen — diese Anstalten immer mehr zu vervollkommen und wirksamer zu machen; — von dem Kirchenrathe wird durch bedeutende Beiträge der Ankauf von Büchern erleichtert, so daß, wenn die Orts-Behörden und Vorgesetzten, was in vielen Gemeinden noch fehlt, das ihrige auch bezügen, gewiß bald ein höheres Geistesleben im Volke angeregt würde. Nidau selbst hat das Reformationsfest vom Jahr 1828 durch den Bau einer neuen Töchterschule und durch die Gründung einer Stadtbibliothek verherrlicht; schon seit mehreren Jahren ist auch durch die eingeführte Erspartnisskasse eine bedeutende schöne Summe angelegt worden.

Nidau ist im Ganzen ein wohlhabender Ort; der Waarentransit giebt Verdienst und erhält ein reges Leben; sonst hat der Ort, ungeachtet seiner Lage an einer Land- und Wasser-Straße, die ihm alle Vortheile eines Stappelpfahles gewährt, außer der Salzablage, wenig Gewerbsamkeit und weder Fabriken noch Manufakturen von Bedeutung; die Bürger haben bei ihrem Kleinhandel, ihren Handwerken und Gewerben, noch Wein- und Feldbau mit etwas Viehzucht; Korn wird wenig, dagegen desto mehr Gemüse aller Art gepflanzt; an Mattland fehlt es auch nicht. Zur Verschönerung des Orts und der Gegend ist in den neuern Zeiten auch durch Partikularen viel gethan worden; gegen den See hin ist durch Erhöhung des Erdreichs bedeutend Land gewonnen und zwischen dem Städtchen und Schloß, nahe bei der Amtsschreiberen, eine der reizendsten Anlagen. Die Lengmatt und Port haben freundliche Landhäuser; an der Halde nach Bellmont liegt seit einigen Jahren der Friedhof von Nidau mit seiner Capelle, welche ein einfaches Denkmahl ehelicher Zärtlichkeit und einige schöne Glasmahlereyen schmücken. Die Landstraße nach Biel ist eine fortlaufende Allee von Pappelbäumen, und werden Fußpfad längs der Ziehl und dem Seestade einschlägt, der findet zwischen den beiden Süss-Canälen, ehe er in die hohen Schattenwölbungen des Pasquarts am Fuße des Jura eintritt, ein Ruheplatzchen und eine Aussicht, wie es wenige giebt. — Alles aber übertrifft die unvergleichliche Höhe von Bellmont, jenseits Nidau an der Straße nach Bern.

So reich und schön, so mannigfaltig und reizend diese Gegend auf einem Flächer-

raum von kaum einer Geviertstunde ist, so fehlt doch noch die Fortsetzung und Vollendung des Werks, das erst mit dem neuen Suez-Canal begonnen hat, noch ist die Ziehl und Alare in ihre Schranken zu weisen, dann erst ist diese Gegend beruhigt und ihre paradiesische Natur gesichert.

11.

Des Enkels Warnung.

Ein Vater übergab seinem Sohne das Gut und verdingte sich an seinen Tisch; der Vater aber, vom Schlag gerührt, wurde schwachsinnig und konnte vor Zittern kaum den Löffel zum Munde führen. So befleckte er denn gewöhnlich das Tischtuch, und der undankbare Sohn verwies ihn vom Tisch auf die Ofenbank, wo der unglückliche Greis, seinen Teller auf den Knieen und den Kopf über den Teller haltend, die ihm gereichte Speise verzehrte. Zwar fühlte er bei seiner Geistesschwachheit die Erniedrigung nur wenig, doch mochte ihm manche Jammerthräne in den irdenen Teller trüpfeln.

Einmal fiel ihm dieser vom Knie und zerbrach. Da fuhr ihn der unmenschliche Sohn mit den Worten an: Euch muß man künftig das Essen, wie den . . . in einem Troge vorsezken! — und wie gesagt so geschehn. Er höhle ein Stück Holz wie einen Trog aus, und in diesem bekam der alte Vater seine Suppe. Vergebens bat ihn seine Frau, die schmähliche Behandlung des Alten nicht so weit zu treiben. Der Wütherich meinte, das fühle der schwache Mann nicht.

Kurz darauf arbeiteten Zimmerleute vor seiner Thüre, und sein ältester Sohn, ein

Knabe von etwa 6 Jahren, machte sich Kurzweil mit einem kleinen Handbeil, indem er eifrig in einen daliegenden kleinen Kloß hackte. Der Vater sah es und fragte: was willst du denn da machen? — „Ein Trögelchen für dich, wenn ich einmal Herr werde!“ versetzte der Knabe ganz unbesangen; dem Vater aber fuhr es wie ein Dolchstich durchs Herz. Im Geiste sah er schon Gottes Strafgericht, durch des Sohnes Hand, über sich kommen! Er ergriff den Estrog, spaltete ihn in Stücke und warf ihn ins Feuer; den zitternden Greis aber rief er an seinen Tisch zurück und gab von nun an dem Söhnchen ein besseres Beispiel.

12.

Die Gewohnheit.

Der Herr Psarrer zu Grünendorf raucht auch Taback. Aber wenn jemand in Geschäften zu ihm kommt, so legt er die Pfeife weg, und giebt Antwort. Nun kommt der Peterli zu ihm, hat das fingerslange Pfeifli im Maul, und raucht drauf los, daß die Wolken dem Herrn ins Gesicht führen, und stanken ärger als ein Mutthaufen. Peter, sagte der Herr ganz freundlich, thut eure Pfeife weg bis ihr fertig seyd, wenns euch lieb ist! Heh! sagt der unhöfliche Peterli, es ist so my Gewohnheit! und raucht fort. Und der Herr sagt: und meine Gewohnheit ist solche unhöfliche Leute vor die Thür zu thun! Und Peterli ward hinaus geführt und hat nun wohl gemerkt, daß seine Gewohnheit nicht an allen Orten gut ist. — Merks wen's trifft!

13.

Apropo! Vom Taback.

Es ist eine sonderbare Sache, wie manchmal ein Ding im Anfang so ungerne gesehen, und nachher doch allgemeine Gewohnheit wird. Das Tabackrauchen ward, wie es scheint, von den Wilden in Amerika zuerst vorgenommen, und kam erst später in unsern Welttheil. Da schien es aber vielen Leuten gar abscheulich, und es meynten viele, es sey sogar sündlich, Rauch aus dem Maule zu blasen; das gleiche dem ††† Teufel. So ward denn das Tabackrauchen maniglich bey ein Pfund Buß verboten, unter dem Namen: das abscheuliche Taback-Trinken! Später ward das Verbot erneuert, und auch auf das Schnupfen ausgedehnt. Später ward es gegen Erlag von ein Pfund erlaubt. Aber die Sache nahm immer überhand. Jetzt ward verboten an gefährlichen Orten zu rauchen. Dann ward nur der fremde Taback verboten. — Später ward von dem gepflanzten der Zehnden auf sechs Jahre nachgelassen. Endlich sogar eine Anweisung zum Pflanzen in Druck gegeben. Und jetzt — ist bald in jedem Dorfe eine Fabrik von — Stinkkraut.

14.

Die Schneiderprobe.

Ein reicher fremder Herr kam auf eine Zeit in eine kleine Stadt, und ließ sich daselbst haushäblich nieder. Da leckten nun schon alle Handwerker das Maul nach ihm und seinen Wäzen, und kam einer um

den andern, sich um Arbeit zu empfehlen. So kameu einmal auch zugleich zwey Schneidermeister. Meister Flink, ehrsamer Bürger, ganz einfach angethan, stand ben der Thüre still. Herr Far aber hatte sich stattlich herausgepußt, damit der Herr sehe wie er die Mode versteht, und wie er in Paris gearbeitet u. s. w. Und er trat mit leichtem Schritte weit vor ins Zimmer, und schwachte von seiner Kunst wie eine Alster. — Da besah der Herr eine Zeit lang die Beiden, und sprach dann: Da ist mir eben ein Knopf von der Weste gesprungen, sey doch einer so gut, und nähe mir den wieder an. Da entschuldigt sich Herr Far, daß er keine Nadel bey sich habe, solche Kleinigkeiten auch nur durch seine Lehrbuben machen lasse. Meister Flink aber zog Nadel und Faden hervor, nahte sich ganz ehrbietig, wenn sie erlauben, sprach er, und nähte flugs den Knopf an. Da sagte der Herr: Er, Meister, soll für mich arbeiten, denn ein Schneider, der sich der Nadel schämt, taugt nicht.

15.

Das gute Gedächtniß.

Es war einmal ein reicher Müller, der lag gar übel frank, und wäre gar ungern gestorben. Ob das war, weil er viel Geld hatte, oder weil er ein Müller war, das weiß ich nicht. Und als der Pfarrer ihn fleißig besuchte, sagte der Müller einmal: „O Herr Pfarrer! Wenn ich wieder gesund werde, so will ich euch gerne mein Reitpferd verehren.“ Und das war gut. Aber als der Müller wieder gesund war, vergaß er den Pfarrer und was er ihm

versprochen hatte, und das war nicht gut. Im Sommer darnach soll der Müller Kindstaufe halten, und das war schon gut. Aber als er bei der Pfrundscheuer vorbeireitet, macht das Pferd linksum, und will absolut in den Pfrundstall, und das war auch gut. Und der Pfarrer sagt: „Meister Müller, nichts für ungut! Euer Pferd hat ein besseres Gedächtniß als ihr selber.“

16.

Wie ist das gemeint?

Vielleicht kennt der geneigte Leser den versoffenen Ludisami, der zuerst als Schreiber und Schuldenbot alle Leute anschmierte, dann von der Feder verstoßen wurde, im Geldtag Viele verlurstig machte, und seit her nur vom B'scheissen und Betriejen lebt. — Der saß einmal hinter seinem Branntenwein, als ich eben in das Wirthshaus kam. „Heh du tufigs schießige Lügner, sprach er zu mir, welches ist die verf... tiste Lüge die du weist? Sag mir sie!“ — Ich aber sagte: „Ei, ei Ludisami! Verirr dich nicht! Einem so ehrlichen, braven, allgemein beliebten und angesehenen Mann wie du einst warest, noch jetzt bist, und wohl auch immer bleiben wirst, wer dürfte dem eine Lüge sagen!“ — Und der Sami, dem der Branntwein schon den Verstand verschwemmt hatte, fragte: Aha! Aha! Wie ist das gemeint?

17.

Wie kommt man zu Geld und Gut.

Durch Arbeit, Müh' und Schwiken,
Nicht müßig faules Sizzen,

Durch Sparen und durch Hausen,
Nicht Fressen, Saufen, Schmausen;
Durch mühsam Strapaziren,
Nicht müßiges Spazieren;
Durch Fasten, Beten, Wachen,
Nicht Schlafen, Fluchen, Lachen;
Durch Hoffen und durch Warten,
Nicht Würfel, Spiel und Karten;
Durch Hobel, Art und Hammer,
Nicht Klage und nicht Jammer;
Durch Haue, Karst und Pflug,
Nicht Flasche, Glas und Krug;
Durch Pflügen, Graben, Schanzen,
Nicht Jubeln, Lärmern, Tanzen;
Durch einfach stilles Wesen,
Nicht Scharabank und Schesen;
Durch Karren, Führen, Spetten,
Nicht Lotterie-Billetten!
Durch Klugheit, Fleiß und Muth,
Kommt man zu Geld und Gut.

18.

Lobrede auf das Geld.

Du Geld bist eine Kupplerin der Hölle;
ein Fallstrick der Seele; eine Kette des
Satzans; ein Gift der Tugend; ein Mör-
der der Liebe; ein Untergang aller Ehbar-
keit; eine Verblendung der Gerechtigkeit.
Eine Wurzel bist du, aus welcher alles
Uebel wächst; ein Zunder von dem man-
ches Feuer entsteht; eine Mutter die alle
Laster gebiert. Ein Erz bist du aus dem
die ärtesten Erzschelmen gemacht werden;
ein Meer auf dem die Unschuld Schiff-
bruch leidet; eine Schlange die viele Mil-
lionen Menschen zu Tode beißt. — O du
verwünschtes Geld! Wegen deiner thut man
liegen und kriegen, laufen und rausen,
G

Den mal zu Frauentunnen.



ZIMMER.M.

weinen und greinen, klagen und schlagen,
meiden und leiden; wegen deiner, ohne
Zweifel, fahren viele Leute zum Teufel.

— Im Heirathen schaut man meistens auf
das Geld. Er ist dumm — schadt nichts,
aber reich! Sie ist krumm — schadt nichts,
aber reich! Er ist schmückig — schadt nichts,
aber reich! Sie ist trüsig — schadt nichts,
aber reich! — Ben dem Geld ist fast immer
ein Eisen, ein Reibeisen oder ein Zank-
eisen. Ben dem Geld ist fast immer eine
Nuss, Alergnus oder Betrübnus.

O Geld! Du arger Dieb!
Und bist doch der Welt so lieb.

Abraham von Sancta Clara.

19.

Denkmal zu Fraubrunnen.
(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Nicht weit von Fraubrunnen, einem
Dorfe $3\frac{1}{2}$ Stund unthher Bern, an der
Straße von Solothurn, steht neben einer
schönen Linde ein Stein, $10' 4''$ hoch,
auf dessen einer Seite eine lateinische In-
schrift ist, deren Inhalt der über die soge-
nannten Gugler von den Bernern erfoch-
tene Sieg ausmacht. Auf der andern Seite
steht folgende Inschrift, die jedoch nicht
eine Uebersetzung der lateinischen ist:

Tausend dreihundert siebenzig und fünf Jahr,
Auf Sanct Johannes Tag, der um Weih-
nacht war,
Zu Fraubrunnen ward durch die von Bern
vertrieben,
Das englisch Heer, davon achthundert tote
geblieben,

Die man in diesem Land die Gugler hat
genannt,
Auch darin noch viel mehr zerschlagen und
getrennt.

Der Herr, der diesen Sieg aus Gnaden hat
beschert,
Sey darum ewiglich gepriesen und geehrt.

Diese Gugler waren meist Engländer, die ihren Namen von den Gugelhüten oder spitzigen stählernen Sturmhauben erhalten hatten, die sie trugen. Sie waren unter ihrem Anführer, Ingelram von Couen, einem französischen Edelmann, aus Frankreich ins Elsaß und von da in die Schweiz gedrungen, um dem Herzog von Oestreich das Heirathsgut mit Gewalt zu nehmen, das dieser der Mutter jenes Edelmanns schuldig war. Leopold, der Herzog von Oestreich, glaubte sich zu schwach dem Couen, dessen Scharen sich auf 6000 Mann beliefen, entgegen zu treten. Er verwüstete daher das Land, damit der Feind keine Nahrung finde und floh verzweiflungsvoll. Couen drang nun ungehindert vor, verlegte sein Hauptquartier nach St. Urban und vertheilte sein Heer in mehrere Abtheilungen. Diese plünderten und brandschatzten, vom Mangel gezwungen, das ganze Land vom Jura bis an Berns Thore, welches endlich das Volk zur Verzweiflung und zum Widerstande brachte.

Bei Buttisholz im Canton Luzern wurden von 600 Entlibuchern etwa 3000 Engländer, die sich unbesorgt in ihrem Lager der Ruhe überließen, plötzlich mit großem Geschrey angegriffen, etwa 300 getötet und die übrigen in die Flucht geschlagen. Die Schweizer machten eine große Grube, in welche die Erschlagenen

G 2

geworfen wurden, der Hügel, unter dem sie liegen, heißt noch jetzt der Engländer-Hübel. Dies war das Zeichen zur allgemeinen Ermahnung gegen die Fremdlinge, denn von nun an erfolgten mehrere Anfälle auf sie, alle aber des Nachts, wo Viele vor Wenigen erschrecken und keine Kriegskunst hilft. So wurde von dem Volk im Seeland eine Abtheilung der bei ihnen hausenden Gugler in ihrem Lager zu Ins, als die Finsterniß über der Gegend lag, überfallen und großenteils niedergemacht. Eine andere Rotte, die sich zwischen Hindelbank und Krauchthal gelegenen Klosters Hettiswyl bemächtigen wollte, wurde von den Einwohnern der Gegend, die sich mit Dreschfiegeln, Gabeln und andern Werkzeugen in der Eile bewaffnet hatten, so tapfer empfangen, daß sie erschrocken über die schrecklich drohenden Mordinstrumente die Flucht ergriff. Besonders zeichneten sich hieben die Weiber, welche zuerst zu den Waffen griffen, so aus, daß ihnen eine Matte gegeben wurde, deren jährlichen Ertrag sie noch bis auf diesen Tag zu einer Mahlzeit verwenden. Doch der Hauptschlag geschah zu Fraubrunnen, wo eine große Schaar Gugler eben da, wo jetzt die Denksäule steht, sich gelagert hatte; ein Theil davon nebst den Anführern hatte das im Jahr 1264 gestiftete Nonnenkloster bezogen. Hier langten die Berner am 27. Dezember 1375 früh in aller Stille an. Die Vorausgeschickten brachten bald Nachricht, alles sei ruhig, selbst keine Wache zu erblicken. Jetzt stürmten sie auf einmal mit gräßlichem Geschrei: „Hier Bern, hier St. Vincenz“ in den Hof und an alle Eingänge des Klosters. Aufgeschreckt aus dem Schlaf eilten die

Engländer zu den Waffen, und es erhob sich der furchterlichste Kampf, kein Platz im Hause blieb frey davon. Man schlug sich in den Gängen, in der Kirche: Das ganze Gebäude erzitterte von den donnernden Stimmen der erhitzten Krieger, von dem Gerassel der Rüstungen, von den furchterlichen Streichen, die Helm und Kopf zerschmetterten. Durch diesen Lärm wurden auch die Gugler draußen im Lager aufgeweckt und kamen den Thrigen zu Hilfe. Schon lagen im Kreuzgange, wo der Streit am heftigsten war, Hunderte von Erschlagenen über einander, dennoch gab kein Theil nach. Endlich, da die Feinde nicht weichen wollten, zündeten einige Berner das Kloster an, die Engländer mußten heraus, wenn sie nicht verbrennen oder vom Rauch ersticken wollten. Sie wurden getrennt, theils niedergehauen, theils in die Flucht geschlagen. Das ganze Lager wurde den Bernern zur Beute, in welchem sich kostbare Geräthe, prächtige Rüstungen, auch mehrere Streithengste befanden. Sobald kein Gegner mehr zu erblicken war, machten sich die Berner auf den Weg nach Haus. Herrlich war ihr Einzug in die Stadt; alles strömte zusammen die schrecklichen Engländer, die man als Gefangene brachte, zu sehen.

Als Coucy eine Niederlage nach der andern vernahm, als er sah, wie der Hunger in dem ausgezehrten Lande immer mehr überhand nahm, als er erwog, daß die schon jetzt unerträgliche Kälte noch steigen könne, zog er mit seinen Rotten wieder über den Hauenstein zurück.

Ueber den Stock.

Der Verte hörte leßthin einem Gespräch zweyer Schullehrer zu, die über die Nutzbarkeit des Stocks in der Erziehung und besonders in der Schule mit einander stritten, und will nun versuchen, die angeführten Gründe für und wider, so gut sein altes Gedächtniß es ihm erlaubt, seinen Lesern mitzutheilen. Zuerst die Gründe für den Stock, welche der Eine vorbrachte, aber oft mit gelehrten Brocken so durchspickte, daß es den Voten bedünkte, das Recht sey nicht auf seiner Seite, weil er, wie die Agenten, die eine schlechte Sache zu vertheidigen haben, sie in viele dunkle unverständliche Worte einhüllen mußte, und zuweilen so sprach, daß man nicht wußte, ob es Spaß oder Ernst war.

Erstlich, fieng er an, ist der Stock so alt, als die Welt, hiemit legitim, und man macht sich der Empörung schuldig, wenn man sich gegen denselben auflehnt, oder ihn wohl gar von seiner wohl erworbenen Herrschaft verdrängen will. So lange die Welt steht, ist geprügelt worden, hiemit ist uns der Stock so nothig, als das tägliche Brod. Die Bibel empfiehlt ihn schon. „Beuge dem Knaben, sagt Jesus Sirach, den Hals! Bläue ihm den Rücken, weil er noch jung ist.“ In Salomo's Sprichwörtern heißt es: „Ein Vater, der die Nuthe schont, haft seinen Sohn; wer ihn aber lieb hat, der züchtigt ihn.“ Einer unserer berühmtesten Dichter läßt den Wachtmeister einem Rekruten zurufen:

„Sieht er, hier in diesem Rock,
Trag ich meines Kaisers Stock.“

Alles Regiment, wie wir wissen,
Von dem Stock hat ausgehen müssen;
Und das Scepter in des Kaisers Hand
Ist ein Stock; das ist Allen bekannt.“

Der älteste Dichter der Welt, ein griechischer Heide, der zur Zeit des Salomo gelebt haben soll, nennt die Könige Sceptertragende, wie aber ein solcher Scepter beschaffen gewesen sey, ergiebt sich aus dem Umstände, daß einer jener Könige einem guten Freunde, der ihm die Wahrheit sagte, eine gar blutige Schwiele über den krummen Höcker zeichnete, und ihm so auf einmal das lose Maul stopste. Doch haben wir auch neuere Beispiele, daß der Stock die Welt regiere. Peter der Große prügelte seine Räthe wie seine Schreiber, seine Generale wie seine Soldaten, seine Edelleute wie seine Bauern, und dennoch erhob sich unter ihm sein Reich zu einem mächtigen Kolos. Und wo waren wohl die Stockschläge mehr eingeführt, als bei dem preußischen Heere, und zwar unter Friedrich dem Zweyten, wo es die herrlichsten Siege erkämpfte. Das freueste Volk der Erde, die Engländer, die mit einer Art Verachtung auf uns Landratten herabsehen, beugt sich vor dem gefürchteten Stock. In allen nicht ganz der neuesten Mode huldigenden Kupferbüchern wird der Schulmeister mit einem tüchtigen Stock in der Hand abgemalen. So wie man einen Zimmermann an dem Winkelmaße und Beile, einen Kleiderverfertiger (um mich gebührender Maßen des neuen Kunstausdrucks zu bedienen, die sich die Ehrende Schneiderkunst bangelegt hat) an Scheere und Bügeleisen erkennt, so ist der Lehrer kenntlich am Stock.

Zweyten giebt der Stock dem Lehrer Ansehen. Es ist eine wahre Bemerkung, daß die Kraft am ersten die Geister regiert. Bonaparte mag als Beispiel dienen. Hätte er nicht die Zügel des Regiments mit starker Hand gehalten; wie hätte es ihm gelingen können, ein Volk, welches für die Freiheit das Blut eines edlen Königs verspritzt hatte, unter das ehrne Joch des Despotismus zu bringen. Nun soll ein Schulmonarch zwar kein Bonaparte seyn, aber kräftig will die Jugend regiert werden, wenn sie gediehen soll. Wo der Stock verständig gebraucht wird, da findet man in der Regel Fleiß und Ordnung. Wo hingegen ein weichherziger Lehrer mit eitel honigsüßem Ermahnungen regiert, da sieht es bös aus. Die liebe Jugend ist in der Regel nicht weichherziger Natur, und das rasche Blut, welches in ihren Adern circulirt, läßt sich durch blosses Predigen nicht abkühlen. Man muß sich wundern, wenn Einige klagen, daß die häusliche Erziehung hin und wieder so miserabel ist. Die Haselstauden werden nicht benutzt, das ist die ganze Geschichte. Ob die Eltern sie deswegen nicht plündern wollen, damit ihren lieben Kindern reichlicher Nüsse zuwachsen, oder welche andere Gründe sie dazu haben können, überlasse ich der Erörterung derjenigen, welche weiter sehen als ich. Aber der ächte Schulmeister soll sich aller Scheu vor den Haselstauden enthalten; die Natur scheint sie nun einmal zu Erziehungsstauden bestimmt zu haben, darum schneide er sich getrost seinen Scepter aus ihnen zu recht, und regiere damit ernst und verständig, und der Respekt der Jugend wird ihm nicht fehlen.

Der Bote bricht hier ab, um zu erwarten,

ob etwa ein Schullehrer ihm diese Meinung des Gregorius Schlag zu schriftlich widerlegen wolle, die er dann im nächsten Jahr seinen Lesern mittheilen würde.

21.

Ueber die Mobilier-Asssekuranz.

Eine gute Sache, ein Rettungsmittel gegen die größten Gefahren, wird oft sehr gewünscht. Alle sagen: ja! das wäre nöthig, das wäre nützlich, das wäre schön, gut und heilsam, und ist die erwünschte Sache da, so giebt es eine Anzahl Kluge, die sie also bald zu benutzen wissen, Andere die sich diese Benutzung schwieriger vorstellen als sie es ist, und nicht mit der Frage bemühen mögen, wie geht das zu? Andere denken: Morgen wird es früh genug seyn; aber Morgen ist es nicht früh genug, das Unglück tritt in der Nacht ein, das Rettungsmittel ist nicht bey der Hand — und da wird mit Verzweiflung, aber zu spät, die Vernachlässigung der Vorsichtsmaßregel bereut. — Eine schöne, in menschenfreundlichem Zweck gebildete Anstalt steht nun da, um Rettung anzubieten, allen denen die in Gefahr stehen, durch den Verlust ihres Mobilier-Eigenthums ihr ganzes Vermögen oder einen Theil desselben vernichtet zu sehn. Diese Anstalt ist die von den hohen Regierungen genehmigte „schweizerische gegenseitige Mobilier-Versicherungs-Gesellschaft gegen Brandshaden.“ — So wie die Häuser-Asssekuranz den Besitzern von Gebäuden die Wohlthat darbietet, den Werth derselben gegen den Verlust durch Feuer zu versichern, so bietet nun die Mobilier-Asssekuranz allen Besitzern von Fahrnissen (Fahrhabe) die Möglichkeit dar, auch diese Fahrnisse gegen die

gleichen Gefahren versichern zu lassen. — Der Pächter, dessen oft schwer und langsam erworbenes Vermögen einzig in Landeserzeugnissen, Viehstand, Landgeräthschaften und Haustrath besteht; der Landbauer, der in seinen Häusern, Scheunen und Stallungen oft einen größern Werth besitzt als die Gebäude selbst werth sind; die Wittwe mit ihrer Familie, deren ganzes Vermögen in Fahrhabe besteht; der Gewerbsmann, dessen Handwerksgeräthschaften und Material-Vorräthe das ganze Vermögen ausmachen; in einem Wort, alle diejenigen, welche Haustrath, Kleider, Landeserzeugnisse aller Art, Vieh, Acker und Landgeräthschaften, Handwerksgeräthschaften, Waaren &c. besitzen, können diese Gegenstände bei der schweizerischen Mobiliar-Versicherungs-Gesellschaft gegen Feuerschaden versichern lassen. Vermittelst einer solchen Versicherung, für welche sie einen geringen jährlichen Beitrag bezahlen, ist ihnen, im Fall eines Brandunglücks, eine vollständige Vergütung ihres erlittenen Schadens zugesichert, und sie sind nicht mehr in Gefahr das Elend zu erleben, ihren Wohlstand auf einmal durch die Flammen vernichtet zu sehen, und die oft ermüdete Barmherzigkeit Anderer anrufen zu müssen. Durch die Versicherung des Mobiliar-Eigentums erhält dasselbe auch einen gesicherten Bestand, den es bis jetzt nicht hatte — und der zum Credit des Besitzers beträgt. Die Landes-Erzeugnisse, der Viehstand u. s. w. welche Jemand, z. B. ein Pächter, besitzt, erhalten durch die Versicherung gegen Feuerschaden eine Gewährleistung und eine unverzerrliche Sicherheit, die er nun, eben so gut wie der Besitzer eines versicherten Hauses, Allen denen anbieten kann, von denen er Credit zu erwarten oder zu wünschen hat.

Dieses sind die Vortheile, dieses sind die Wohlthaten, an denen jeder Besitzer von Mobiliar-Vermögen theilhaftig werden kann, wenn er der schweizerischen Versicherungs-Gesellschaft beitritt. — Um beizutreten, hat man sich lediglich bei den in jedem Amtsbezirk bestellten Agenten der Gesellschaft zu melden und denselben auf einem dazu eingerichteten Voranschlagsblatt anzumerken, was für Gegenstände man versichern will, und zu welchem Werth. — Z. B. so viel an Heu, so viel an Korn, so viel an Haustrath, so viel an Waaren, so viel an Vieh &c. — Für das zu versichernde Mobiliar werden die jährlichen Beiträge, je nach der mehrern oder geringern Gefährlichkeit der Gebäude bestimmt, in denen sich die Gegenstände befinden, und den Statuten beigefügte Tarif enthält deshalb die näheren deutlichen Bestimmungen. — Die Gebäude sind in 7 Classen eingetheilt, und so bezahlt das darin befindliche Mobiliar folgende jährliche Beiträge, nämlich: In einem Gebäude der ersten Classe, von Stein erbaut, mit Ziegel oder Schiefer bedeckt, ein halbes von 1000. (5 Bz. für 1000 Franken.) — In einem Gebäude der zweiten Classe, von Rieg erbaut und mit Ziegel bedeckt, $\frac{3}{4}$ von 1000. ($7\frac{1}{2}$ Bz. für 1000 Fr.) — In einem Gebäude der dritten Classe, von Holz erbaut und mit Ziegel bedeckt, 1 von 1000. (10 Bz. für 1000 Fr.) — In einem Gebäude der vierten Classe, von Stein erbaut mit Holz bedeckt, $1\frac{1}{4}$ von 1000. ($12\frac{1}{2}$ Bz. für 1000 Fr.) — In einem Gebäude der fünften Classe, von Rieg oder Wickelerbaut, mit Holz bedeckt, $1\frac{1}{2}$ von 1000. (15 Bz. für 1000 Fr.) — In einem Gebäude der sechsten Classe mit Stroh bedeckt 2 vom 1000. (20 Bz. für 1000 Fr.) — Für Mobiaria, welche sich in Gebäuden befinden, die zur siebenten Classe gehören, und

als Fabriken einer größern Feuersgefährlichkeit ausgesetzt sind, bestimmt die Central-Verwaltung sowohl die Aufnahme als die Beiträge nach einem besondern Tarif.

Wenn die im Laufe des Jahres zu bezahlenden Verwaltungskosten und Entschädigungen geringer sind, als der Ertrag der jährlichen Beiträge, so werden die Ueberschüsse auf das kommende Jahr übergetragen, und es wird aus denselben ein Vorsichts-Fond gebildet, der bestimmt ist zur Deckung nachheriger Verluste benutzt zu werden. In den Jahren jedoch, wo die oben festgesetzten Beiträge nicht hinreichen würden, um die erlittenen Feuerschäden vollständig zu decken, kann die Gesellschaft einen nachträglichen Beitrag von ihren Mitgliedern fordern. Dieser Nachtrag darf aber den ersten Beitrag niemals übersteigen und ist nur am Ende des Versicherungs-Jahres zahlbar. Er soll auch nur nach Bedürfnis, theilsweise oder ganz eingefordert werden. — Die Anstalt hat sich bereits über 18 Cantone der Schweiz ausgedehnt, und das mit jedem Tag zunehmende, von ihr versicherte Capital stieg schon den 1. Juni 1829 über 34 Millionen Schweizer-Franken. — Beinahe in allen theilnehmenden Cantonen sind bereits eigene Verwaltungen gebildet, welche mit der Central-Verwaltung in Verbindung stehen, und die Interessen der Gesellschaft mit Thätigkeit, Umsicht und gemeinnützigem Eifer leiten. — Ein durch Aktien gebildeter Hülfs- und Garantie-Fond ist dazu bestimmt, der Gesellschaft die nöthigen Vorschüsse zu machen, um die erlittenen Verluste vollständig zu vergüten, wenn die bloßen Versicherungs-Beiträge der Gesellschaft nicht dazu hinreichen möchten. — Auf den 1. Juli 1829, bestuhnd dieser Fond, welcher sich auch stets

vermehrt, aus 1100 unterzeichneten Aktien, (die Aktie zu 200 Frk.) und bildet also für die Gesellschaft eine für den Fall des Bedürfnisses verfügbare Summe von 220,000 Frk. Auf ebigen Zeitpunkt, als dem Anfang des vierten Versicherungs-Jahres, hat die Gesellschaft eine Summe von 60,000 Frk., für die seit ihrem Entstehen (in drei Jahren) erlittenen Brandschäden, ihren Mitgliedern vollständig vergütet und bezahlt. — Diese Leistungen mögen am ersten von der Wohlthat einer solchen Anstalt und von der getreuen Erfüllung ihrer übernommenen Verpflichtungen zeugen:

- 1) Dass man der Gesellschaft zu jeder Zeit beitreten kann.
- 2) Dass die Beiträge nach Verhältniss der Zeit bezahlt werden, für welche man die Versicherung, vom Tage des Beitritts an, bis zum Ende des Versicherungs-Jahres, zu genießen hat.
- 3) Dass die Gesellschaft auch diejenigen Beschädigungen vergütet, welche bei einer Feuersbrunst durch das Wasser oder durch den Drang der Umstände verursacht werden.
- 4) Dass die Gesellschaft sowohl denjenigen, welche sich durch Rettung versicherter Gegenstände auszeichnen, als auch den Wassersprözen, die durch ihre Herbeileitung am ersten Dienste geleistet haben, Belohnungen ertheilt.

Aus allem oben Angeführten, wird nun ein Jeder selbst beurtheilen können, wie glücklich es für unser Vaterland ist, eine solche ganz aus gemeinnützigen Absichten gestiftete Anstalt aufzubauen und gedeihen zu sehen, und die so wesentlichen Vortheile genießen zu können, welche dieselbe jedem Beitretenden vermittelst einer geringen jährlichen Besteuer darbietet. So wie auch die Anstalt in

der ganzen Schweiz mit jedem Tag an Kraft und Ausdehnung gewinnt und durch die Dauer der Versicherungen, welche allgemein stets auf 5 Jahre abgeschlossen werden, eine große Festigkeit erlangt, werden die Vortheile derselben für ein jedes Gesellschafts- glied größer und fühlbarer werden, denn es ist leicht zu berechnen, daß, da wo viele Tausende beitragen, ein Verlust, unter welchem Wenige erliegen müßten, leicht und ohne Anstrengung ertragen und vergütet werden kann. — Welcher ächte Schweizer würde sich nicht auch über das Gediehen einer National-Anstalt erfreuen, deren erster und großer Vortheil sich schon daraus ergiebt, daß sie unserm Vaterlande diejenigen beträchtlichen Summen zurückbehaltet, welche sonst an fremde Versicherungs-Gesellschaften bezahlt werden müßten! Sehr große Summen sind bereits schon, für die früher abgeschlossenen und zum Theil noch bestehenden zahlreichen Versicherungen an fremde Gesellschaften bezahlt worden, und werden noch bezahlt, und so wie die Vortheile der Versicherung von jedem Eigentümer stets besser eingesehen und gefühlt werden, wären auch, ohne die Stiftung der vaterländischen Anstalt, alle Versicherungen den fremden Gesellschaften immer mehr zugefallen, und erst alsdann wäre der Verlust des unsern Vaterlande dafür entgehenden Geldes außerst beträchtlich geworden.

22.

Da sieht es bös aus.

Der Bote, wenn es schlecht Wetter ist, und er nicht herumhinken mag, nimmt dann lieber ein nützliches Buch zur Hand als hinterm Ofen zu schlafen oder unnütze Gespräche mit dem Nachbar zu halten.

Besonders liest er gerne Reisebeschreibungen und Zeitungen, um zu erfahren, wie es auch in andern Ländern aussieht, und da hat er schon oft bemerkt, daß, wenn es auch in seinem Vaterlande nicht überall und nicht immer so aussieht, wie es seyn sollte, es an andern Orten oft noch viel schlimmer aussieht. So hat er z. B. jetzt hin in einer Zeitung, die für Schulmeister bestimmt ist, gelesen wie folget:

In der Gemeine W. wollte der neu angelommene Pfarrer die Schule besuchen. Man führte ihn in eine elende Hütte, wo eine Menge Kinder zusammengepfropft, ohne alle Beschäftigung ein schreckliches Plaudergetöse machten. Der Pfarrer fragt nach dem Schullehrer. Man weist ihm einen abgemergelten Greisen, der im Bette lag. „Send Ihr der Schulmeister?“ — „Ja, Herr Pfarrer.“ — „Nun, was lehret Ihr denn die Kinder?“ — „Nichts!“ — „Warum denn nicht?“ — „Eh, lieber Herr Pfarrer, ich weiß selber nichts.“ — „Wie kommt es denn, daß man Euch zum Schulmeister ernannt hat?“ — „Ach sehen Sie, Herr Pfarrer, ich war viele Jahre lang Schweinhirt, nun da ich zu diesem Dienst zu alt und sonst unvermögend bin, so hat man mich abgesetzt und mir aufgetragen, die Kinder zu hüten.“

Es hat den Boten ordentlich geschüttelt, als er dieses las. Gott Lob, dachte er, so siehts doch in unserm Vaterlande nirgends aus. Aber giebts nicht noch Gemeinden unter uns, wo der Schweinhirt besser bezahlt ist als der Schulmeister? — Nun die mögen sich in Acht nehmen, denn wenn sie der Bote auf seinen Streifzügen aufspürt, so thut er sie ohne Pardon in den Kalender.

H

Der Streit des Wassers und des Weines.

Was singen wir für ein Lied im Reih'n?
Das Tafel-Lied vom Wasser und Wein!
Erschaffen hat Gott ja beide
zur Wohlfahrt uns und zur Freude.

Das Wasser sprach stolzirend zum Wein:
ich treibe den Hammer und Mühlenstein;
ich treibe die Schaufel-Räder;
zu Hause braucht mich ein Feder.

Der Wein versetzte: Man pfleget mein Fäß;
man beherbergt mich im geräumigen Fäß;
doch du bist leicht zu gewinnen;
drum läßt man im Freien dich rinnen.

Das Wasser sprach stolzirend zu Wein:
Für Angeln und Nehe liefr' ich sein
hier Grundeln, dort schwere Fische
für großer Regenten Tische.

Der Wein versetzte: Mir ist man hold;
sie gießen mich in Silber und Gold;
du füllst die schlechte Eisterne;
mich trinkt man überall gerne.

Das Wasser sprach: ich habe den Preis;
ich bleiche Schleier und Linnen weiß,
auch Mäßigkeit pfleg' ich zu lehren,
und hemme dein süßes Bethören.

Der Wein versetzte: Nach Amtes Beschwer
erquick' ich die Arbeits-Müden so sehe,
dass am Abend sie fröhlich singen,
ja, gestärkt noch tanzen und springen.

Das Wasser sprach stolzirend zum Wein:
Ich wasch' und bade wohl Groß und Klein,
ja, ohne mein Säubern und Kochen
vergeht nicht Eine der Wochen.

Der Wein versetzte: „Gut! aber mein
genießen sogar die Jungfräulein,
ich weiß sie heiter zu machen,
dass sie kosen, lieben und lachen.

Das Wasser sprach stolzirend zum Wein:
Ich fließ' in alle Länder hinein,
und Schiffe trag ich im Laufe;
man braucht mich zur heiligen Taufe.

Der Wein versetzte: „Doch merke fein,
mich führt man in alle Länder hinein,
mich, der ich zum Abendmahl spende,
und tröste die Kranken vorm Ende.

Das Wasser sprach stolzirend zum Wein:
Ich strahl auf dem Grase thauig und rein;
ergoß ich nicht meine Fluthen,
dich hätten versenget die Glüten.

Da sprach der Wein: „Jetzt geb' ich dir recht;
du bist mein Herr und ich bin dein Knecht;
denn halben nicht deine Fluthen,
mich hätten versenget die Glüten.

Das schwache Wasser gewann den Preis;
wohl finden wir bündig seinen Beweis;
doch unser Zechen-Gemeine
labt sich am goldenen Weine.

Ist aber Alles im Weine verpräst:
so werd' ich stille des Wassers Gast;
und danke, wenn freundliche Seelen
das Wasser mit Wein mir vermählen.

Briefwechsel zwischen Benz und seinem Mütli.

Benzens Brief!

Ich melde dir, liebes Mütli, daß ich
am Freitag glücklich mit de Nangeren i der
Gasärne angelanget bin. Dört haben Sie

dann gesagt: ich seye Starche, und ig müsi
Stückchnecht sy, und hei mi du zu einem
Zwölfpfunder tha.

Gester hättist müssen lachen, wo i ha
müssen helfe choche; der FüRier sagte: es
sen dumim, daß d'Wyber d'Bube nicht leh
ren Kochen, sie thüne drum alle so chrum
darzu, wienig o. Morgen gehen wir auf
das Wilerfeld; ig o mit dem Zwölfpfün
der. Das Züseli laße ich grüsse. Ist es
noch geng So ne Buznärr.

Bhüti Gott, mis lieb Müeti! ich ver
bleibe dein getreuer Sohn.

Bärn am 20. Heuwoonat

Im Jahr 1828. Benz Stölli.

Antwort.

Lieber Suhn.

Apperebo, es hat mich gefreüwt, zu
vernehmen thun, daß du i d'Stück cho bist.
Der Gfatter Schulmeister hat gesaagt: du
sollist dee Bäuweli in die Ohre thun,
dzwölfpfunder chlepsi gar grüselich.

Apperebo, däch doch — vorgester am
Mäntig geht üses Züseli in das Hostetli,
gerade wie ich ben der Bahse gewese bin,
und schüttlet das chli Pfrumenbäumli neben
dem Spycher, du weist wohl, sagt mir
nichts darvon, und tragt die Pfrumen mit
meinen Schnizen und dem Sahmen ga
Bärn z'Märit. Hast du nichts davon
gehört?

Apperebo, da kommt dann ein Polizey
diener, u liegt ihm in den Chorb, grift
dann eine Pfrume nach der andere, und
seit ihm du: es solle mit ihm auf die Poli
zei kommen, und den Chorb mitnehmen.
Die gange du zäme, und die Herren dör

sagen ihm dann: seine Pfrume seyen alli
unzeitig, es müst sie den Bären bringen,
und e Bahre zale. Es hat grüselich ange
halten, aber nüt, es het müse sy, und es
het sie selber de Bären müse abe schütte,
und die Leute haben alle jämmerlich gelacht.
Und hie im Dorf lachen sie's izt o alli us,
und es geschiehet ihm recht, dem Mode
geuggel, denn es hat wollen es guldigs
Güfeli für zehn Chrüzer beym Zytglog
gen chauße, von denen, wie die Meitschen
jetzt alli heyn. Apperebo, b'hüti Gott, mi
liebe Benz, ich bin hoachtig

deine getreue Mutter
Elisabeth Stölli.

Adresse.

An den Woolehrsamen Benz Stölli,
zwölfpfundiger Stücknacht

Zito, Zito. Apperebo in der Gasärne.

25.

Warnung.

Ohnlängst fand ich in einem alten
Buch folgende traurige Geschichte, welche
meines Erachtens verdient durch den Ealen
der bekannt gemacht zu werden! Vielleicht
gehen noch manchem blinden Vater oder
Mutter die Augen besser auf!

Ein junger Knab stahl einem seiner
Mitschüler ein Buch und brachte es der
Mutter. Die Mutter anstatt diesen Fre
vel nach Gebühr zu strafen, nahm das
Gestohlene ab, und lobte die Hurtigkeit des
Knaben, dieser meined wohl gethan zu
haben, fuhr fort mit diesen Diebereyen,

Fürchterliche Erdbeben in Spanien.

(Siehe gegenüberstehende Abbildung.)

gieng vom kleinen zum großen, und machte es endlich so arg, daß er ob einem nahm-haften Diebstahl ergriffen, eingezogen, vor Gericht gestellt, und zum Strang verurtheilt worden! Da man ihn ausgeführt, folgte dem Uebelthäter neben vielen andern auch seine Mutter mit Weinen und Heulen; als dieser junge Dieb sie erblickte, bat er um Erlaubniß, noch vor seinem Tod ein Wort mit ihr zu reden; das wurde ihm bewilligt. Da nahete er sich ihr, und bis ihr das rechte Ohr ab. Sie und andere fiengen an zu schreyen und ihn zu schelten, ob das ein Zeichen seiner Besserung seye; es seye nicht genug, daß er gestohlen, er wolle noch ein Mörder seiner Mutter werden! Darauf sagte er: Dies habe ich gethan, allen in der Zucht nachlässigen Eltern zum ewigen Angedenken. Hätte sie mich bestraft, da ich das Buch gestohlen, so hätte ich von diesem Laster abgelassen; da sie mir aber gute Worte gegeben, und mich gelobt, bin ich ein verwegener Dieb geworden, und muß jezo diesen schmählichen Weg zum Tode gehen.

Ich halte dafür, daß diese Mutter ihren Sohn durch Mangel an Zucht zu einem gerechten Zorn gereizet. Doch wann diese Mutter keine andere Strafe als diese von ihrem Sohn hat ausstehen müssen, so ist sie noch wohlfeiler davon gekommen, als andere nachlässige Eltern, die mit beiden Ohren in die äußerste Finsterniß geworfen werden.

Liebe Eltern, wollet ihr eure Kinder nicht zum Zorn reizen, so vergesst nicht die Rüthe der Zucht. Bieget den Baum, alldieweil er jung ist.

Nie kann der Mensch mit Gewissheit sagen: Morgen will ich dies; übermorgen will ich das! es liegt in Gottes Hand; oft erreicht ihn das Schicksal, wo er am wenigsten daran denkt; wo er's am wenigsten erwartet. Er soll daher so leben, daß er jeden Augenblick sich vor Gottes Richterstuhl über seine Handlung verantworten kann. Eines dieser Beispiele zeigen uns die vielen, und fast ununterbrochenen Erdbeben, die sich im Laufe des Frühlings 1829 in Spanien ereignet haben, wo alle vier Elemente sich so empöten, wie die Geschichte es sehr selten in diesem Grade aufweist.

Der Anfang geschah am 21. März, in Murcia, einer Stadt in Spanien, Abends um 6 Uhr; viele Gebäude, die Kirchen vorzüglich, stürzten ein. Die Erschütterungen dauerten fort, so daß am 22. die ganze Bevölkerung sich auf das freye Feld, oder auf die offnen Plätze flüchtete. Nicht weit von Murcia fiel zu Orihuela ein Thurm ein, welches Unglück 6 Personen das Leben kostete; und Torrevieha, auch eine schöne Stadt wurde in einem Augenblick zu Trümmern verwüstet. Benesuzar zwar nur zum Theil, über 100 Personen kamen dabei um. Andere Orte, wie Huerta de la Orb huella, haben ebenfalls viel gelitten, und später erhielte man Berichte, daß auch San Fulgenzi und Guardamar gänzlich zerstört wurden. Gräßlich wütete dabei der Wind; vier Krater (feuerspeyende Schlünde) öffneten sich, wo eine Stadt stand, und

Fürchterliche Erdbeben in Spanien.



wurzen lava (Feuerströme) aus; aus den einen stiegen dann schwefeliche Dünste aus, deren stinkender Geruch sich mehrere Stunden weit verbreitete. Andere Krater bildeten sich an andern Orten und gaben hohe Wasserstrahlen von bittersalzigem Wasser von sich. In andern Gegenden versiegten die Mineralquellen, und kamen nach mehreren Stunden, zwey Stunden von ihrem vorigen Orte entfernt, wieder zum Vorschein. Man hat den 21sten von 6 $\frac{1}{4}$ Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens, in verschiedenen Gegenden der Provinz, bis 48 Erdstöße gezählt; der stärkste war der erste, er dauerte zwey Sekunden. In Almarodi fand man bey 500 Todten, die unter dem Schutt hervorgegraben wurden. Schön bewährte sich hier das Mitleiden, und die Menschenliebe, denn Hülfe erschien an die übriggebliebenen Unglücklichen, die alle ihr Hab und Gut verloren, die Männer ihre Frauen, die Kinder ihre Eltern vermissten, aus dem ganzen Königreiche herbeiy. Der General-Commissaire Cruzada machte eine Gabe von 16000 Piaster, und alle Anstellten am Kriegs-Ministerium einen ganzen Monats-Sold.

Man hoffte nun im allgemeinen, daß durch die vielen entstandenen Vulkane die Natur sich ihrer Zerstörungsstoffe entladen habe; allein am 15. May stiegen die Erdstöße wieder an, und dauerten bis den 17., in welchem Zeitraum, also während dreyen Tagen, 35 heftige Erdstöße statt fanden, ohne die unbedeutenden zu rechnen. Es ist unermesslich, wie viele ganze Städte, Dörfer, Menschen und Vieh bey diesen beiden unglücklichen Perioden verunglückten. Die Wuth der Elemente war so groß, daß selbst Flüsse aus ihren Betten traten, und ganz andere Richtungen annahmen.

27.

Eine merkwürdige Einladung.

Der Bote kennt einen Mann, der war ein Bauer, ist reich geworden, mit Gott und Ehren, wie er sagt; mit Geiz und Betrug wie andre Leute sagen. Kinder hat er keine, Gottlob, wie er sagt; denn

Ein Augenzeuge schreibt aus der Gegend von Terzeira: Ich war eben mit meinen Arbeitern, am 21. Merz, begriffen, von unserer Landarbeit wieder nach Hause zu kehren. Die Luft war den ganzen Tag über ungewöhnlich drückend, und gegen Abend kaum mehr darin auszuhalten, besonders da sich zugleich ein schwefelichter Geruch mithielte. Wir kamen auf eine kleine Anhöhe, da erhob sich ein ungeheure Sturmwind, wie von oben herab, so daß er die Äste der Bäume bis auf den Boden herabdrückte; zu gleicher Zeit entstand ein gräßliches Gewünsch unter uns, gleichsam wie Donner, Hagel und Kanonenschüsse; Erde und alles darauf bewegte sich wellenförmig; im Nu riß sie da und dort in ungeheuren Spalten auseinander, Rauch und Feuer stieg aus diesen Schlünden, in die sich hier eine Stadt, dort ein Dorf versenkten, während auch andere zusammenstürzten, und Feuer und Wasser spieende Krater und Deffnungen entstanden. (Wie dies alles überstehende Figur getreu ausweist.) Der Verfasser macht dann noch die Beschreibung von dem grenzenlosen Elend aller der unglücklichen Gestüchteten, und schließt damit: Daß dies eines der schönsten Länder auf Gottes Erdboden beträfe, welches kaum sich etwas von den politischen Stürmen erholt, nun durch die Natur so furchtbar heimgesucht worden seye.

jedes Kind hat ein offenes Maul, und darein gehört etwas, und das mag der Klaus niemand gönnen noch geben. Affeng, sagt der Schneider, Klaus ist ein Geizhals. Da hat nun seines Bruders Sohn Hochzeit gemacht, und den alten Klaus auch eingeladen, und sogar auf einem Wägeli abgeholt, und ist dem Alter der Angstschweiß auf der Stirn gestanden, daß an der Mahlzeit so viel Leute so viel geessen und getrunken haben. — Nun macht man ihm begreiflich, er der reiche Mann sollte doch einmal den Wetter auch zu sich einladen. Das that er und schrieb ihm folgenden Brief, den ich hier als ein Muster mittheile:

Gott zum Grus, lieber Wetter Sämi! — Du hast gar viel Kosten gehabt mit dyner Frau und am Hochzeit, und werden die Leut wohl frank worden seyn von wegen dem vielen Essen und Trinken: und werden den Doktor zahlen müssen, und hätten lieber das Geld dir geben sollen in deine Haushaltung, und nit so unverschont bruchen. Und das Singen trägt auch nit für, und macht die Leut numm durstig, daß sie mehr trinken. Und es hat mich gefreut, daß du mich auch eingeladen hast, aber die große Wurst, wo ich mitgenommen habe von der Mahlzeit, hab ich unterwegs verloren, und solltest du sie im Wochenblättli wider fordern. Und komm auf den Sonntag auch zu mir; und wenn du etwa ein Paar Maas Wein mitbringst und eine Hammie oder eine andere Wurst vom Hochzeit, so will ich dir damit aufwarten, und freut mich denn gar wohl. Der Lagotten-Wein am Hochzeit war gar gut, viel besser als der von unserm Wirth. Und kom auf den Sonntag, du kannst ja

nur zu Fuß kommen oder im Pintli einstellen.

Ich verbleibe dein getreuer Gotti Klaus.

Nachscript des Boten. Daß ich die Schreibart verbessert habe, merkt der geehrte Leser von selbst; aber das nicht, daß ich noch eint und anderes wegließ, das gar zu arg war, oder den alten Klaus verrathen hätte. Alles zusammen genommen steht in folgendem Verse:

Seid doch einmal mein Gast, Herr Split,
Ich bitte euch zu tausend Malen;
Und — bringet ihr das Essen mit,
So braucht ihr nur den Wein zu zahlen.

28.

Merkwürdige Nachricht!

(Aus einer Zeitung abgeschrieben.)

In Deutschland ward eine Dorfkirche vom Blitz angezündet, und der Thurm brannte ab. In dem Bericht darüber steht zu lesen: „Man habe, nachdem der Blitz Nächts um 2 Uhr gezündet, zwar einen heftigen Schwefelgeruch verspürt, aber bei der großen Finsterniß der Nacht das Feuer lange nicht entdecken können.“ Aber, konnten denn die guten Leute nicht eine Lanterne anzünden, um das Feuer zu sehen?

29.

Das nützliche Buch.

Es gibt wohl dieser nützlichen Bücher recht viele, mehr als der Landmann auf

schaffen und lesen kann. Da will ich euch denn eines nennen das von den allernützlichsten ist, und das wenigstens jede Gemeine für ihre Vorgesetzten kaufen sollte. Es heißt: der Lehrer im Walde, von Karl Kasthofer. So ein Wald, wo die Bäume gleichsam dem lieben Gott den Kopf entgegen recken, und die Vögellein singen, und die Eichhörnli auf den Asten tanzen, und manches Mäuslein sein täglich Brod findet, so ein Wald ist doch gewiß eine gar schöne Schulstube. Schade daß so lange kein gescheider Lehrer d'rinn war! Da kommt nun der Herr Karl Kasthofer jedem Vernünftigen gerade recht! Und, das muß wahr seyn, er spricht von Bäumen, von ihrer Art und Natur, von ihrem Pflanzen und Wachsen, so verständlich, daß unsereins ihn perfekt begreift. Er zeigt wie viel bisher in den Wäldern gefehlt und gepfuscht worden ist, wohin das am Ende führen muß, und wie man's besser machen sollte: er sagt nebenbei so manches andere wahrhaftige und verständige Wort, daß ich einmal ihm recht tief den Hut abziehe und recht herzlich „vergelts Gott!“ sage, wenn ich schon kein eigenes Holz habe, als — meine Krücke und mein Stelzenbein. Ich wollte ihm gern ein Schöplein zahlen, wenn ich zu ihm käme. Bisdahin wünsch ich ihm in seine schöne Schulstube recht viele und aufmerksame Schüler, die glauben und ihren Glauben mit ihren Werken beweisen. Und wenn das geschieht, so weiß ich wohl daß ihm das lieber seyn wird, als wenn ihm ein König ein seidenes Band ins Knopfloch schenkte. Ich kenne den Herrn zwar nicht, wird ihm wohl auch am alten Boten nicht eben viel gele-

gen seyn. Indessen wars von meiner Seite wenigstens ehrlich gemeint.

30.

Die gehören auch in Kalender.

In der Gemeine X. haben unlängst fünf Personen bey einem Todten gewacht. Diese verzehrten in drey Nächten zu ihrem Zeitz vertrieb 24 Pfund Brodt, 10 Pfund Käss, 6 Maß Wein und 2 Maß Bäziwasser. Dieß haben sie gethan, in der Meynung, der Vogt des Verstorbenen werde Alles bezahlen. Als dieser aber keine Lust dazu hatte, weil es ihm die Vormundschaftsverordnung gänzlich verbot, mußten sie die Zeche an ihnen selbst haben — war gut — und deswegen war der Vormund kein Starrkopf, wie sie meinten, sondern ein ganz gescheider Mann.

31.

Die lustig bestrafe Unverschämtheit.

(Siehe nachstehende Figur.)

Als ich jüngsthin nach B. stelzte, hörte ich daselbst Abends in einem Wirthshause eine der lustigsten Historien erzählen, die daselbst passierte, und die immer noch in beßfälligen Andenken bey den dortigen Einwohnern steht. Die Sache ward folgender Maßen aufgetischt:

Bey unserm ersten Zuzug von eidsge nossischen Truppen wurden diese auf das gastfreundschaftlichste empfangen, man quartierte die Mannschaft in die beßten Häuser ein, wo sie auf das herrlichste logiert und bewirthet wurden. Manche Soldaten hat

K

Die Lustig bestrafte Underschamtheit.



ten
fuc
S
gut
au
ho
we
ne
zum
D
fr
li
E
G
G
so
Fr
At
K
B
W
me
ein
für
Ho
der
bil
bin
alsi
die
wo
du
W
Bi
we
W
Di
höf

ten es gar zu gut; dies reizte die Eiser-
sucht der übrigen. Ein solch ungenügsamer
Soldat, der sein Quartier in einem sehr
guten, aber bürgerlichen Hause hatte, hörte
auch so von seidenen Betten, Pantoffeln,
hohen Spiegeln, Pasteten, Fischen, Back-
werk, Zuckerzeug, und vortrefflichen Wei-
nen sprechen; er ward glüstig darüber, gieng
zum Hauptmann und forderte ein anderes
Quartier: Billet. Wie? Was? Warum?
fragte derselbe; du hast es ja ganz vortreff-
lich bei den guten Leuten, wie ich höre.
Erzähle mir also die Sache; was hast du
z. B. zum Frühstück? Antwort: Caffee,
Brod oder Weggen, Hung und Altnen.
So! und zum Mittagessen? Antw.: Fleisch,
Gemüs, Schweinigs, gebackne Leber, oder
so was, dann eine Flasche Wein, und
Früchte zum Dessert. So! und Abends?
Antw.: ein Schoppen Wein, Brod und
Käse. So! und Nachts? Antw.: Suppe,
Bratis, Salat, Wurst und ein Schoppen
Wein. So! und wie stehts mit dem Zim-
mer? Antw.: e schöni heiteri Stube mit
einem guten Bette, Kommode und Schäft
für d'Chleider. So! so! Hast du es bei
Hause besser? Antw.: o nein, aber an-
dere haben es noch viel besser, und es ist
billig, daß ich es auch so habe; da wo ich
bin, ist es mir jetzt verleidet. Du bestehst
also darauf, es ganz so zu haben, wie es
dich gelüstet? fragte sein Hauptmann. Ant-
wort: Ja, ja! eben e so möcht is. Gut,
du mußt es so haben; morgen auf der
Wachtparade sollst du ein solches Quartier:
Billet haben, versicherte ihn der Offizier,
welcher sich nun auf der Stelle auf den
Weg machte, ein solches Quartier zu suchen.
Dies fand sich in einem der ersten Gast-
höfe der Stadt, welcher eine Hinterpforte

ohne Wirthshauschild hatte. Morgen Mit-
tags, lieber Herr Wirth, sagte er dem Gast-
geber, bringe ich euch durch den hintern
Eingang einen meiner Soldaten, der nicht
zufrieden ist mit seinem guten Quartier; er
will's noch besser, daher ich ihm eine lustige
Lektion zugesetzt habe. Sie, und niemand
aus ihrem Hause lassen ihn wissen, daß er
sich in einem Gastrope befindet; Sie zeigen
ihm ihre Zimmer, sagen ihm alle ihre Ge-
richte, die Sie ihm geben können, vor,
und lassen ihn dann selbst wählen. Am
folgenden Morgen machen Sie ihm dann
die Rechnung für alles. Der Wirth ver-
sprach alles pünktlich zu besorgen. Wie
abgeredt, so gethan. Mein Soldat nahm
das schönste Zimmer in Beschlag; forderte
Chokelade zum Frühstück; Hähneli, Fisch
und Dauben, auch Krebs- und Milchlig-
Pastetlein, kurz alles Beste zum Mittag-,
Abend- und Nachtessen, und ließ sich be-
stens bedienen. Am folgenden Mittag schielte
der Herr Hauptmann, auf der Wachtparade,
immer nach jener Gegend, woher unser Held
kommen sollte; und er kam daher geschlichen
mit gesenktem Haupt, gebogenen Knieen,
trauriger Miene, und mit dem Habersack
auf dem Buckel. Wie? Was? wieder nicht
zufrieden, fragte der Offizier; ich habe doch
gestern deine prächtige Aufnahme gesehen,
und es kann dir ja an nichts gefehlt haben.
Antwort: O ja, mi liebe Herr Hauptmann,
alles schön und gut, aber i ha neunzig
Bäke zahle müsse. Wie? Was? Neunzig
Bäken? dies finde ich sehr billig, bemerkte
der Offizier, denn du hattest ja alles mög-
liche und beste verlangt; anben hast du Ver-
mögen und kannst bezahlen. Als nun aber
der Soldat seinen Fehler bereute, seinen
Hauptmann um Verzeihung bat, stellte lez:

terer den Helden den übrigen Soldaten vor, erzählte ihnen den Hergang der Sache, mit der Warnung, jeden empfindlich zu bestrafen, der sich eines solchen Vergehens gegen die ausgezeichnete Hospitalität dieser guten Stadt schuldig machen würde. Und er gab auf inständiges Bitten aller, dem Soldaten sein erstes Quartier-Billet wieder zurück.

32.

Vom Heirathen.

Es ist dieses Wort zusammengesetzt aus *Hei!* welches ist ein Ausruf der Verwunderung oder gar des Schreckens; inmaßen gar mancher sich verwundert wenn einmal der Priester das benedicite (den Segen) gesprochen hat, und ihm die Schuppen von den Augen fallen, und er nun sieht, daß er hat gewonnen eine Kaz, statt einen Schaz; großes Leid, statt großer Freud; Streit und Zank, statt Preis und Dank. *Hei!* ruft er erschrocken, wie bin ich angeführt. Es mag sich also jeder wohl vorsehen und mit aller Klugheit verwahren und präserviren, ehe er zugreift, damit er nicht also schmerzlich sein *Hei!* rufen müsse. — Das andere Wort heißt *rathen!* und bedarf die Ehe allerdings des Rathes gar wohl, wenn sie nicht ein Wehe werden soll. Wenn aber der gute Rath nicht vorausgegangen ist, wann nicht Klugheit um die Braut wirbt; nicht Tugend ihre Morgengabe (Ehesteuern) ist; nicht Gottesfurcht Brautführer ist, dann kommt der gute Rath hintenher meist zu spät, und bleibt abermal nur das arme *Hei!* übrig. Ist also mein freundlich Bitt an die Leser, die etwa heirathslustig wären, daß sie das

Wort umkehren, und zuerst rathen ehe sie die Braut hei führen.

33.

Vom Winde.

Es zählen die Schiffleute auf dem Meere wohl an die zwey und dreißig Winde, und wehet bald dieser bald jener, bald günstig und bald ungünstig. Ja es tobet manchmal der Sturmwind so furchtbar, daß die Schiffe mit Mann und Maus zu Grunde gehn; und auf dem Lande Häuser, Scheunen, Bäume und Wälder niedergeworfen werden. Es erzählen auch die Geographi von einem giftigen Wind, so in Arabia wehet, und Samum genannt wird; welcher, so er die Menschen anwehet, selbige erstecket und tödet. — Aber die Experienz und Erfahrung lehrt, daß auch anderswo ein giftiger Wind wehet, der Häuser zerstört, Menschenglück vernichtet, ganze Familien an den Bettelstab bringt und alle Wohlfahrt tödet: und ist das derjenige Wind, den der Mensch selbst macht mit Großthun, Prahlerey, Maulaufreissen, Hochmuth, Hoffart u. d. gl. Wer solchem Wind begegnet, der geht aus dem Wege und hält die Nase zu, und denkt: Das ist böser Wind, der nur zerstöret.

34.

Der zerstreute Räuber.

Ein Gentleman (Edelmann) war in einem dicht an der Heerstraße befindlichen Wäldchen entflohen. Ben seinem Erwachen erblickte er vor sich einen andern Gentleman, der aber kein gutes Aussehen hatte,

und der ihm mit vieler Kaltblütigkeit eine Pistole unter die Nase hielt. Er rieb sich die Augen, und wußte nicht recht, was er von der Geschichte denken sollte. „Ihre Börse, Mylord!“ brüllte ihn jetzt der Räuber an. „Ei, sagte der Gentleman für sich, das ist ein höflicher Mann. Er nennt mich Mylord; ich muß also wohl etwas Mylordsches an mir haben, welches ich bis jetzt noch nicht bemerkt. Wie könnte ich mich weigern, Ihrem billigen Wunsch zu entsprechen?“ sagte er laut, und reichte ihm den Geldbeutel dar, den der Andere in seine Rocktasche steckte. „Ihre Bereitwilligkeit,“ sagte er, „giebt mir den Gedanken ein, Sie auch höchst um Ihre Uhr zu bitten. Bei ihrer Betrachtung werde ich die Ehre haben mich Eurer Excellenz erinnern zu dürfen? Immer besser, murmelte der Gentleman, er hält mich für eine große Person, vielleicht gar für den Herzog von Wellington. Da ist sie. Der Räuber machte einen tiefen Buckling. „Euer Durchlaucht,“ sagte er, „werden mir wahrscheinlich Ihr Schnupftuch nicht versagen. Ich leide jetzt eben an einem gewaltigen Schnupfen,“ (Pfnnusel). Von ganzem Herzen, rief der Gentleman, wie in Entzückung, alles, was ich besaß, steht zu Ihren Diensten. „So haben Sie die Güte, Ihren Rock mit dem meinigen auszutauschen.“ Der Gentleman zieht ein schiefes Gesicht, weil ihn der andere nur schlechtweg „Sie“ nennt, und sagt zu sich selbst: Da sehe man die Undankbarkeit des Menschengeschlechts; so lange ich ihm noch etwas zu geben hatte, bin ich von ihm Mylord, Excellenz und Durchlaucht genannt worden, und jetzt will er mir meinen Rock austauschen gegen den seinigen, der eben kein

nobles Aussehen hat, und zu allem dem nennt er mich bloß Sie. „Rückt!“ rief der Räuber, dem dieses Selbstgespräch zu lange dauerte, und flankirte dem andern mit dem Pistol dicht an der Nase herum. Erschrocken zog dieser sein Kleid aus, und empfing dafür den abgeschabten Rock des Waldritters. Beide machten sich eine tiefe Verbeugung und liefen aus allen Kräften davon.

Nach einem halbstündigen scharfen Trabe langte der Gentleman mit der Livree des Räubers in einem Wirthshause an, wo er, um sich zu erholen, eine Flasche Bier verlangte. Indem er nun trank, fiel es ihm ein, daß er dem andern sein Geld und seine Uhr gegeben habe und folglich nicht werde bezahlen können. Von ungefähr griff er jedoch in die Tasche seines neuen Rocks und fand darin nicht nur sein Eigenthum, sondern noch eine Rolle mit 50 Dublonen obendrein, bei deren Anblick er mit Verwunderung ausrief: Was gilt, der andre Gentleman hat mich wollen zum Besten halten!

35.

Der Gaußludi.

1. Wenn ig e Handelsma sdt sy,
I handleti um gute Wy;
U we de niemer chause wet,
Heh nu! We numen i ne hät.

2. Wenn i vom Militäri wär,
I kumidirti: Fläsche leer!
Bis alles schwimm im Trübelblut,
Zu dem Chrieg hätti Heldenmuth!

3. Wär ig e Doktor — mys Rezept
Schrib j so wie's am Cheller chlebt:

„Trink gute Wy, das thut dir has
Als d's Apitegers Trauch im Glas.“

4. Wär ig e Schryber — rothe Wy
Mücht mir anstatt der Tinte sy;
U wen i ohni Arbeit wär
So suff i d'Linte-Gutre leer.

5. We's mir um d's Musik machen wår,
So trunk i alle Gläser leer,
U schlug sen allz'samen a,
Kes Saitespiel chont schöner ga.

6. Wen ig e Thüeffer wär zum Gspäf
Miech i d's Grauholtz ganz zumen Faß;
U füllti mirs de öpper zue,
So hät i für nes Wytschi gnue.

7. So het Susudi mångisch gseit;
Ja lueget, was ihm hät vtreit!
Es ist ihm z'leisch him tuß drack,
Nüt blibe als der Bettelsack.

36.

Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten, die sich im Jahr 1828 im Kanton Bern zugetragen haben.

Das Jahr 1828 gehört zu den fruchtbaren. Die mittlere Temperatur des ganzen Jahrs war $6\frac{4}{10}$ und im vorigen Jahr $5\frac{2}{10}$. Das Thermometer stand am tiefsten am 8. Merz, $11\frac{1}{2}$ Grad unter 0; und am höchsten den 11. Heumonat, $25\frac{1}{4}$ Grad. Der Winter war ziemlich gelinde, so blieb z. B. das Thermometer im Jenner nur dreimal und im Hornung nur viermal den ganzen Tag unter 0. Auch die Hize war gemäßigt, indem sie selten anhaltend, meist durch Regenschauer gemildert wurde. Gras und

Korn gediehen gut, nur war die Witte rung zum Einsammeln nicht günstig. Obst nur mittelmäßig, besonders fehlten die Kirschen fast ganz. Die Weinlese hingegen war ergiebig. Den 13. 14. und 16. Christ monat verspürte man am Fuße des Schwen delberges bei Rüscheegg mehrere heftige Erdstöße.

Still und ruhig gieng das Jahr 1828 vorüber, so daß auf die bestehenden und neu zu errichtenden Anstalten alle Sorgfalt verwendet werden konnte. Die Regierung bewilligte zu Fortsetzung der Aaren:Correktion, zwischen Thun und Bern, neuerdings Liv. 39000. Wie nützlich diese Arbeit sey, beweiset der immer mehr zunehmende Schiffahrtsverkehr und eine bedeutende Er sparniß von Fuhrkosten, welche für dieses Jahr auf Liv. 45000 angeschlagen werden kann. Für Hanf und Flachs wurden Liv. 1497 an Prämien vertheilt. Ebenso läßt es der Commerzienrath nicht an Aufmunterung fehlen für die Verfertigung von schwarzseidenen Spiken, Strohgeslecht, Holzschnizereien. Die Straßen-Commission erhielt einen bedeutenden Credit für die Kosten der neuangelegten Straße von Büren nach Pieterlen, und für die Erweiterung derselben durch das Dorf Frutigen. — Mit Einbürgerung der Individuen, die der Landsassenkammer angehören, so wie französischer Familien in den leberbergischen Aemtern, und anderer Tolerirten im alten Canton wird fortgefahren und dafür das nothige Geld angewiesen. — Erfreulich war das Resultat des im Jahr 1826 erlassenen Münzeconcordats, indem durch dasselbe nicht nur die fremde Münze fast ganz verbannt, sondern auch die einheimische durch Einziehung bedeutend vermindert wurde.

Von den concordirenden Ständen wurde eine Summe von Liv. 452,555 an Münze aus dem Umlauf gezogen, und für L. 652,640 umgeprägt. — Um Einheit in die Maße und Gewichte zu bringen, traten Abge sandte der Cantone Zürich, Bern, Luzern, Freiburg, Solothurn, Basel, Waadt, Aargau und Thurgau zusammen.

Zu den bereits bestehenden 12 Er spar nisskassen im Canton kam noch noch eine vom Oberamt Konolfingen. Alle zusammen besitzen ein Capital von Liv. 1,611,398. Die Brandasssekuranz hatte Liv. 52,474 zu vergüten für 35 Brände. 44,737 Gebäude sind für Liv. 76,495,600 versichert. Zu Verminderung der Feuersgefahr wurde verordnet, daß in Zukunft alle neu zu errichtenden Gebäude mit Ziegeln oder Schiefern bedeckt werden sollen, es sey denn, daß das Gebäude über 600 Schuh von jedem andern erbaut werde. — Die Ha gelasssekuranz vergütete 750 Gesellschaftsgliedern den erlittenen Schaden von Liv. 83,477 mit Liv. 80,972. Die Zahl der Mitglieder ist auf 4290 gestiegen und die Capitalsumme der versicherten Erzeugnisse auf Liv. 3,543,612. Diesen Zuwachs hat die Anstalt den Hochgewittern zu verdanken, die im letzten Jahr fast alle Ge genden der Schweiz heimsuchten, und nun manchen, der bis dahin zur Theilnahme nicht bewogen werden konnte, durch Schaden klug machten und überzeugten, daß es doch gerathener sey, jährlich 2 oder höchstens 3 Prozent zu bezahlen, als der Gefahr ausgesetzt zu bleiben, auf einmal 100 Prozent, d. h. alles zu verlieren. Ueber den Fortgang der Mobiliar-Versicherungsanstalt, siehe den Artikel Nr. 21.

Inhalt.

1. Gespräch zum Gruße.
2. Zur Kenntniß des Vaterlandes.
3. Wer leicht glaubt wird leicht betrogen.
4. Wie mancher sein Glück macht!
5. Ueber die Sulioten.
6. Eh du Galgenvogel!
7. Vom Wassergschauen.
8. Merkwürdige Rettung.
9. Ein dito.
10. Nidau.
11. Des Enkels Warnung.
12. Die Gewohnheit.
13. Apropos! Vom Taback.
14. Die Schneiderprobe.
15. Das gute Gedächtniß.
16. Wie ist das gemeint?
17. Wie kommt man zu Geld und Gut?
18. Lobrede auf das Geld.
19. Denkmal zu Fraubrunnen.
20. Ueber den Stock.
21. Ueber die Mobiliar-Asssekuranz.
22. Da sieht es bös aus.
23. Der Streit des Wassers und des Weines.
24. Briefwechsel zwischen Benz und seinem Mütti.
25. Warnung.
26. Fürchterliche Erdbeben in Spanien.
27. Eine merkwürdige Einladung.
28. Merkwürdige Nachricht.
29. Das nützliche Buch.
30. Die gehören auch in Kalender.
31. Die lustig bestrafe Unverschämtheit.
32. Vom Heirathen.
33. Vom Winde.
34. Der zerstreute Räuber.
35. Der Saufudi.
36. Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Be gebnissen, die sich im Jahr 1828 im Kanton Bern zugetragen haben.